ANDERSEN

MÄRCHEN

Gerlach's Jugendbücherei

Andersens Märchen.

* * *

Bilder von Norbertine Breßlern-Roth.

Verlag von Gerlach & Wiedling.
Wien und Leipzig.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.
Ausstattung gesetzlich geschützt.
Copyright 1920 by Gerlach & Wiedling.

Der Schweinehirt

Es war einmal ein Prinz, er hatte nur ein ganz kleines Königreich, aber es war doch groß genug, sich darauf zu verheiraten, und verheiraten wollte er sich. Nun war das freilich etwas keck von ihm, daß er sich herausnahm, zu des Kaisers Tochter zu sagen: „Willst du mich haben?“ Aber er durfte es wohl, denn sein Name war weit und breit berühmt. Hunderte von Prinzessinnen gab es, die seine Bewerbung mit Freuden angenommen hätten. Aber laßt uns sehen, ob sie es tat.

Auf dem Grabe des Vaters des Prinzen wuchs ein Rosenstock, ein wahrhaft herrlicher Rosenstock! Nur alle fünf Jahre blühte er und trieb dann auch nur eine einzige Rose, aber diese duftete so herrlich, daß man bei ihrem Geruche alle Sorgen und Bekümmernisse vergaß. Auch hatte er eine Nachtigall, die zu singen verstand, als ob alle Melodien in ihrer kleinen Kehle wohnten. Diese Rose und diese Nachtigall sollte die Prinzessin bekommen. Deshalb wurden sie beide in große silberne Behälter gesetzt und dann der Prinzessin übersandt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal tragen, in welchen die Prinzessin gegangen war, um mit ihren Hofdamen „Es kommt Besuch“ zu spielen. Als sie nun die großen Behälter mit den Geschenken gewahrte, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Wenn es doch ein Miekätzchen wäre!“ sagte sie — aber da kam die herrliche Rose zum Vorschein.

„Nein, wie niedlich sie gemacht ist!“ sagten alle Hofdamen.

„Sie ist mehr als niedlich," entgegnete der Kaiser, „sie ist wunderschön!"

Aber die Prinzessin befühlte sie und wäre fast in Tränen ausgebrochen.

„Pfui, Papa!" rief sie aus, „es ist keine künstliche Rose, sondern eine natürliche!"

„Pfui!" stimmten alle Hofleute ein, „es ist eine natürliche!"

„Laßt uns erst nachsehen, was sich in dem andern Behälter befindet, ehe wir uns erzürnen!" meinte der Kaiser, und da zeigte sich die Nachtigall. Sie sang so herrlich, daß man nicht gleich etwas Böses gegen sie vorzubringen wußte.

„Superbe! Charmant!" riefen alle Hofdamen, denn sie plauderten sämtlich französisch, eine immer schlechter als die andere.

„Wie mich dieser Vogel an die Spieldose der hochseligen Kaiserin erinnert!" versetzte ein alter Kavalier. „Ach ja, es ist genau derselbe Ton, derselbe Vortrag!"

„Ja!" erwiderte der Kaiser, und dann weinte er wie ein kleines Kind.

„Das wird doch wohl kein natürlicher sein!" rief die Prinzessin aus.

„Ja, es ist ein natürlicher Vogel!" sagten die Überbringer.

„Nun, dann laßt den Vogel fliegen!" sagte die Prinzessin und wollte unter keiner Bedingung gestatten, daß der Prinz käme.

Dieser ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Er rieb sich das Angesicht mit brauner und schwarzer Farbe, zog die Mütze weit hinunter und klopfte an.

„Guten Tag, Kaiser!" sagte er. „Könnte ich nicht hier auf dem Schlosse in Dienst treten?"

„Ach, hier gibt es so viele, die eine Stelle suchen!" entgegnete der Kaiser. „Aber laß einmal sehen! — Ich brauche wirklich im Augenblick jemand, der die Schweine hüten kann, denn wir besitzen davon eine große Herde!"

So wurde denn der Prinz zum kaiserlichen Schweinehirten ernannt. Er erhielt ein elendes Kämmerchen unten neben dem Koben und hier mußte er bleiben. Aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und als es Abend war, hatte er einen niedlichen kleinen Topf vollendet. Oben auf demselben hatte er rings herum Schellen angebracht, die, sobald der Topf kochte, gar prächtig klingelten und die alte Melodie spielten:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

Aber das Allerkünstlichste war doch, daß man, sobald man den Finger in den aus dem Topfe emporsteigenden Dampf hielt, sofort riechen konnte, was für Speisen auf jedem Herde in der Stadt zubereitet wurden. Das war freilich etwas anderes als eine Rose!

Nun spazierte die Prinzessin mit allen ihren Hofdamen vorüber, und als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah sehr heiter aus, denn sie konnte auch „Ach, du lieber Augustin" spielen. Das war das Einzige, was sie konnte, aber sie spielte es mit einem Finger.

„Das kann ich auch!" rief sie aus. „Das muß wirklich ein gebildeter Schweinehirt sein. Höre, gehe hin und frage ihn, wie viel das Instrument kostet!"

So mußte denn eine der Hofdamen hinspringen, doch zog sie zuvor Holzpantoffeln über. —

„Wie viel verlangst du für den Topf?" fragte die Hofdame.

„Ich verlange zehn Küsse von der Prinzessin!" antwortete der Schweinehirt.

„Gott bewahre uns!" rief die Hofdame.

„Ja, weniger kann ich nicht nehmen!" entgegnete der Schweinehirt.

„Nun, was sagte er?" fragte die Prinzessin.

„Das kann ich wirklich nicht sagen!“ erwiderte die Hofdame; „es ist zu entsetzlich!“

„Dann kannst du es mir zuflüstern!“ Und sie flüsterte es ihr nun zu.

„Er ist ja unartig!“ sagte die Prinzessin und ging schnell weiter. Aber kaum war sie eine kurze Strecke gegangen, da spielten die Schellen so lieblich:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!“

„Höre!“ begann die Prinzessin von neuem, „frage ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen will!“

„O nein!“ sagte der Schweinehirt, „zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte meinen Topf!“

„Was das für eine ärgerliche Sache ist!“ meinte die Prinzessin, „aber dann müßt ihr euch wenigstens vorstellen, damit es niemand zu sehen bekommt!“

Und die Hofdamen stellten sich vor sie hin, breiteten ihre Kleider aus und dann erhielt der Schweinehirt die zehn Küsse und sie den Topf.

Nun, das war eine Glückseligkeit! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen. Nicht ein Herd war in der ganzen Stadt, von dem sie nicht gewußt hätten, was darauf gekocht wurde, sowohl beim Kammerherrn als beim Schuhmacher. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände.

„Wir wissen, wer süße Suppe und Pfannkuchen haben wird! Wir wissen, wem Grütze und Karbonade aufgetragen wird! Wie reizend! wie herrlich!“

„Wahrhaft reizend!“ stimmte die Oberhofmeisterin ein.

„Haltet aber ja reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter!“

„Kein Sterbenswort kommt über unsere Lippen!“ beteuerten sie sämtlich.

Der Schweinehirt, das heißt der Prinz, aber sie wußten ja nicht anders, als daß er ein wirklicher Schweinehirt wäre, ließ den Tag nicht vorübergehen, ohne etwas Neues zu arbeiten, und da verfertigte er eine Knarre. Wenn man diese drehte, so erklangen alle Walzer, Hopser und Polkas, die man seit der Schöpfung der Welt kannte.

„Aber das ist superbe!" sagte die Prinzessin beim Vorübergehen. „Nie habe ich schöneres Kunstwerk spielen hören. Geh hin und frage ihn, was das Instrument kostet. Aber Küsse gebe ich nicht!"

„Er will hundert Küsse von der Prinzessin haben!" sagte die Hofdame, welche sich erkundigt hatte.

„Ich glaube, er ist närrisch!" sagte die Prinzessin und ging weiter. Aber kaum war sie eine Strecke gegangen, als sie stehen blieb. „Man muß die Kunst aufmuntern," sagte sie; „dazu bin ich des Kaisers Tochter! Sag' ihm, ich will ihm wie gestern zehn Küsse geben, den Rest kann er sich bei meinen Hofdamen holen!"

„Aber wir tun es so ungern!" sagten die Hofdamen.

„Schnickschnack!" versetzte die Prinzessin, „wenn ich ihn küssen kann, dann könnt ihr es ebenfalls. Denkt daran, daß ich euch Kost und Lohn gebe!" Es half nichts, die Hofdame mußte wieder zu ihm hin.

„Hundert Küsse von der Prinzessin!" sagte er, „oder jedes behält das Seinige."

„Stellt euch vor!" sagte sie; und da stellten sich alle Hofdamen vor und nun küßte er.

„Was mag nur der Auflauf dort unten beim Schweinekoben zu bedeuten haben!" sagte der Kaiser, welcher auf den Altan hinausgetreten war. Er rieb sich die Augen und setzte sich die Brille auf. „Da haben ja die Hofdamen ihre Hand mit im Spiele. Ich will einmal zu ihnen hinunter!" Schnell zog er seine Pantoffeln hinten in die Höhe, denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Potztausend, wie eilig er es hatte!

Als er in den Hof hinunter kam, da trat er ganz leise auf und die Hofdamen hatten so viel damit zu tun, die Küsse zu zählen, damit es

hübsch ehrlich dabei zuginge und er nicht zu viele, aber auch nicht zu wenige erhielte, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er stellte sich auf die Fußspitzen.

„Was ist denn das?" sagte er, als er sah, wie sie sich küßten, und dann schlug er mit dem Pantoffel auf sie los, gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß empfing.

„Hinaus!" rief der Kaiser, denn er war sehr zornig, und sowohl der Schweinehirt wie die Prinzessin wurden aus seinem Kaiserreiche vertrieben.

Da stand sie nun und weinte, der Schweinehirt schalt und der Regen floß stromweise hernieder.

„Ach, ich elendes Menschenkind!" seufzte die Prinzessin, „hätte ich doch den hübschen Prinzen genommen! Ach, wie unglücklich bin ich!"

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte sich das Schwarze und das Braune aus dem Angesicht, warf die garstigen Kleider von sich und trat nun in seiner Prinzentracht hervor, so schön, daß sich die Prinzessin unwillkürlich vor ihm verneigen mußte.

„Du hast mich so weit gebracht, dich zu verachten!" begann er. „Du wolltest keinen ehrlichen Prinzen haben! Du verstandest dich nicht auf Rosen und Nachtigallen, aber den Schweinehirten konntest du um eines Spielwerks willen küssen. Was du jetzt erduldest, hast du verdient."

Und dann ging er in sein Königreich, machte die Türe zu und legte einen Riegel vor, so daß sie draußen stehen und singen konnte:

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

Es war einmal ein kleines Mädchen, gar fein und niedlich, aber im Sommer mußte es stets barfuß gehen, denn es war sehr arm, und im Winter mit großen Holzschuhen, so daß der Spann an seinem kleinen Füßchen ganz rot wurde, was recht jämmerlich aussah.

Mitten im Dorfe wohnte die alte Mutter Schuhmacherin. Sie saß und nähte, so gut sie vermochte, von roten alten Tuchlappen ein Paar kleine Schuhe. Plump genug waren sie, aber nichtsdestoweniger hatte die Alte es sehr gut gemeint, als sie die Arbeit für das kleine Mädchen unternahm. Die Kleine hieß Karen.

Gerade am Begräbnistage ihrer Mutter erhielt sie die roten Schuhe und trug sie zum ersten Male. Zum Trauern waren sie freilich nicht recht geeignet, aber sie hatte ja keine andern, und darum zog sie dieselben über ihre nackten Füßchen und schritt so hinter dem ärmlichen Sarge her.

Da kam auf einmal ein großer altmodischer Wagen angefahren, in welchem eine hohe alte Frau saß. Sie betrachtete das kleine Mädchen und fühlte Mitleid mit demselben. Deshalb sagte sie zu dem Geistlichen: „Hört, gebt mir das kleine Mädchen, dann will ich getreulich für dasselbe sorgen!“

Karen bildete sich ein, sie hätte das alles nur den roten Schuhen zu verdanken, aber die alte Frau sagte, sie wären schrecklich, und ließ sie verbrennen. Karen selbst wurde rein und kleidsam angezogen; sie mußte den Unterricht besuchen und nähen lernen, und die Leute sagten, sie wäre niedlich, aber der Spiegel sagte: „Du bist mehr als niedlich, du bist schön!“

Da reiste einmal die Königin durch das Land und hatte ihre kleine Tochter, die eine Prinzessin war, bei sich. Die Leute strömten vor das Schloß und auch Karen fand sich da ein. Die kleine Prinzessin stand weißgekleidet an einer Balkontür und ließ sich bewundern; Schleppe oder Goldkrone hatte sie nicht, aber herrliche rote Saffianschuhe, die freilich weit zierlicher waren als die, welche Mutter Schuhmacherin der kleinen Karen genäht hatte. Nichts in der Welt kann den Vergleich mit roten Schuhen aufnehmen!

Jetzt war Karen so alt, daß sie eingesegnet werden sollte; sie erhielt neue Kleider und neue Schuhe sollte sie auch haben. Der reiche Schuhmacher in der Stadt nahm zu ihrem kleinen Fuße Maß. Es geschah zu Hause in seinem eigenen Zimmer, in welchem Glasschränke mit prächtigen Schuhen und glanzledernen Stiefeln standen. Schön nahm es sich aus, aber die alte Frau sah leider nicht gut und hatte darum auch kein Vergnügen daran. Mitten unter den Schuhen standen ein Paar rote, genau wie sie die Prinzessin getragen hatte; wie schön waren die! Der Schuhmacher sagte auch, sie wären für ein Grafenkind gearbeitet, hätten aber nicht gepaßt.

„Das ist wohl Glanzleder?" fragte die alte Frau, „sie glänzen so!"

„Ja, sie glänzen!" sagte Karen; und sie paßten und wurden gekauft; aber die alte Frau wußte nicht, daß sie rot waren, denn nie würde sie sonst Karen erlaubt haben, mit roten Schuhen zur Einsegnung zu gehen, aber nun tat sie es.

Alle Menschen sahen ihr nach den Füßen, und als sie über die Kirchenschwelle zur Chortüre hineintrat, kam es ihr vor, als ob selbst die alten Bilder auf den Grabsteinen, die Porträte der Prediger und Predigerfrauen, mit steifen Kragen und langen schwarzen Kleidern, die Augen auf ihre roten Schuhe hefteten; und nur an diese dachte sie auch, als ihr der Prediger die Hand auf das Haupt legte und von der heiligen Taufe redete, vom Bunde mit Gott und daß sie sich nun wie eine erwachsene Christin aufführen sollte. Die Orgel spielte so feierlich, die lieblichen Kinderstimmen sangen und der alte Kantor sang, aber Karen dachte nur an die roten Schuhe.

Am Nachmittage erfuhr dann die alte Frau von allen Seiten, daß die Schuhe rot gewesen wären, und sie sagte, das wäre häßlich, es schickte sich nicht

und in Zukunft sollte Karen, so oft sie zur Kirche ginge, stets schwarze Schuhe anziehen, selbst wenn sie alt wären.

Am folgenden Sonntage war die erste Abendmahlfeier der Konfirmanden; Karen sah erst die schwarzen Schuhe an, dann sah sie die roten an — und dann sah sie noch einmal die roten an und zog sie an.

Es war herrlicher Sonnenschein; Karen und die alte Frau schlugen einen Fußsteig durch das Korn ein, auf dem es etwas stäubte.

An der Kirchentüre stand ein alter Soldat mit einem Krückstock und mit einem merkwürdig langen Barte, der mehr rot als weiß war; ja, rot war er sicher. Er verneigte sich bis zur Erde und fragte die alte Frau, ob er ihr vielleicht die Schuhe abstäuben sollte. Karen streckte gleichfalls ihren kleinen Fuß vor. „Sieh, welch prächtige Tanzschuhe!" sagte der Soldat. „Sitzt fest, wenn ihr tanzt!" und dann schlug er mit der Hand gegen die Sohlen.

Die alte Frau reichte dem Soldaten ein Geldstück und trat dann mit Karen in die Kirche ein.

Alle Menschen drinnen sahen nach Karens roten Schuhen und alle Bilder sahen nach ihnen, und als Karen vor dem Altare niederkniete und den goldenen Kelch an die Lippen setzte, dachte sie nur an die roten Schuhe. Es war, als ob sie vor ihr im Kelche schwämmen; und sie vergaß das Lied mitzusingen, sie vergaß ihr Vaterunser zu beten.

Alle Leute verließen jetzt die Kirche und die alte Frau stieg in ihren Wagen. Schon erhob Karen den Fuß, um hinter ihr einzusteigen, als der alte Soldat, welcher dicht dabeistand, sagte: „Sieh, welch herrliche Tanzschuhe!" Karen konnte sich nicht enthalten, einige Tanzschritte zu tun, so wie sie aber begann, tanzten die Beine unaufhaltsam fort. Es war, als hätten die Schuhe Macht über sie erhalten. Sie tanzte um die Kirchenecke, denn sie vermochte nicht innezuhalten. Der Kutscher mußte hinterherlaufen und sie greifen; er hob sie in den Wagen, aber auch jetzt setzten die Füße ihren Tanz rastlos fort, daß sie die alte gute Frau empfindlich trat. Erst als sie die Schuhe auszog, erhielten die Beine Ruhe.

Daheim wurden die Schuhe in einen Schrank gestellt, aber Karen wurde nicht müde, sie immer wieder zu betrachten.

Nun erkrankte die alte Frau, und wie das Gerücht sagte, lebensgefährlich. Pflege und Wartung war unumgänglich nötig und niemand stand ihr näher als Karen. Aber in der Stadt war ein großer Ball, zu dem Karen eingeladen war. Sie sah die alte Frau an, die ja doch rettungslos verloren war, sie sah die roten Schuhe an und es kam ihr vor, als ob keine Sünde dabei wäre. — Sie zog die roten Schuhe an und das konnte sie ja auch wohl — aber dann ging sie auf den Ball und begann zu tanzen, und das mußte sie nicht tun.

Als sie aber nach rechts wollte, tanzten die Schuhe nach links, und als sie den Saal hinauf wollte, tanzten die Schuhe den Saal hinunter, die Treppe hinab, durch die Straße und zum Stadttor hinaus. Tanzen tat sie und tanzen mußte sie, gerade hinaus in den finstren Wald.

Da leuchtete es zwischen den Bäumen und sie glaubte, es wäre der Mond, denn es war ein Gesicht, aber es war der alte Soldat mit dem roten Barte; er saß und nickte und sagte: „Sieh, welch herrliche Tanzschuhe!"

Da erschrak sie und wollte die roten Schuhe abwerfen, aber sie hingen fest, sie schleuderte ihre Strümpfe von sich, aber die Schuhe waren an den Füßen festgewachsen und tanzen tat sie und tanzen mußte sie über Feld und Wiese, in Regen und Sonnenschein, bei Tag und Nacht, aber nachts war es am entsetzlichsten.

Sie tanzte auf den offenen Kirchhof hinauf, aber die Toten, die dort ruhten, tanzten nicht, sie hatten viel besseres zu tun, als zu tanzen. Sie wollte sich auf das Grab der Armen setzen, wo das bittre Wurmkraut blühte, aber für sie war keine Ruh noch Rast, und als sie auf die offene Kirchentüre zutanzte, erblickte sie einen Engel in langen weißen Kleidern, mit Flügeln, welche von den Schultern bis auf die Erde hinabreichten; sein Antlitz war streng und ernst und in der Hand hielt er ein breites und leuchtendes Schwert.

„Tanzen sollst du!" sagte er, „tanzen auf deinen roten Schuhen, bis du bleich und kalt wirst, bis deine Haut nur noch ein Knochengerippe umgibt! Tanzen sollst du von Tür zu Tür, und wo stolze, eitle Kinder wohnen, sollst du anklopfen, daß sie dich hören und sich vor dir fürchten! Tanzen sollst du, tanzen — — — —"

„Gnade!" rief Karen. Aber sie vernahm nicht, was der Engel antwortete, denn die Schuhe trugen sie durch die Pforte auf das Feld hinaus, über Weg und Steg und immer mußte sie tanzen.

Eines Morgens tanzte sie vor einer Tür vorüber, die ihr sehr wohl bekannt war. Drinnen tönte Choralgesang, man trug einen blumenbekränzten Sarg hinaus. Da wußte sie, daß die alte Frau gestorben war, und es überschlich sie das Gefühl, als ob sie von allen verlassen und von Gottes Engel verdammt wäre.

Tanzen tat sie und tanzen mußte sie, tanzen in der dunklen Nacht. Die Schuhe trugen sie über Dornen und Baumstümpfe und sie riß sich bis aufs Blut; sie tanzte über die Heide nach einem kleinen einsamen Hause. Hier wohnte, wie sie wußte, der Scharfrichter, und sie klopfte mit den Fingern an die Scheiben und sagte:

„Kommt heraus! Kommt heraus! Ich kann nicht hineinkommen, denn ich muß tanzen!"

Der Scharfrichter entgegnete: „Du weißt wahrscheinlich nicht, wer ich bin! Ich schlage den bösen Menschen den Kopf ab und jetzt höre ich, daß meine Axt klirrt!"

„Schlagt mir nicht den Kopf ab!" sagte Karen, „denn sonst kann ich meine Sünde nicht bereuen! Aber schlagt mir meine Füße mit den roten Schuhen ab!"

Darauf beichtete sie ihre schwere Verschuldung und der Scharfrichter schlug ihr die Füße mit den roten Schuhen ab, aber die Schuhe tanzten mit den kleinen Füßen hin über das Feld in den tiefen Wald hinein.

Er verfertigte ihr Stelzfüße und Krücken, lehrte sie ein Sterbelied, welches die armen Sünder zu singen pflegen, und sie küßte die Hand, welche die Axt geführt hatte, und schritt weiter über die Heide.

„Nun habe ich genug um der roten Schuhe willen gelitten!" sagte sie, „nun will ich in die Kirche gehen, damit man mich sehen kann!" Schnell ging sie auf die Kirchentüre zu, als sie sich ihr aber näherte, tanzten die roten Schuhe vor ihr her und sie erschrak und kehrte um.

Die ganze Woche hindurch war sie traurig und weinte viele heiße Tränen, als aber der Sonntag erschien, sagte sie: „Fürwahr, nun habe ich genug gelitten und gestritten! Jetzt möchte ich glauben, daß ich ebenso gut bin wie viele von denen, welche in der Kirche sitzen und hochmütig auf die andern herabschauen. Mutig trat sie den Weg an; aber sie war erst bis zur Eingangstüre zum Friedhofe gelangt, als sie plötzlich die roten Schuhe vor sich hertanzen sah. Sie erschrak, wandte um und bereute von ganzem Herzen ihre Sünde.

Sie ging zur Pfarre und bot sich als Magd an, sie versprach fleißig zu sein und alles zu tun, was in ihren Kräften stände, auf Lohn sähe sie nicht, sie wünschte nur, wieder ein Obdach zu erhalten und bei guten Menschen zu sein. Die Frau Pfarrerin fühlte Mitleid mit ihr und nahm sie in Dienst. Sie war stets fleißig und in sich gekehrt. Still saß sie da und lauschte aufmerksam zu, wenn der Pfarrer des Abends laut aus der Bibel vorlas. Alle Kinder gewannen sie lieb, sobald dieselben aber von Putz und Staat und davon sprachen, wie schön es sein müßte, eine Prinzessin zu sein, schüttelte sie den Kopf.

Am folgenden Sonntage gingen alle zur Kirche und fragten sie, ob sie sie begleiten wollte, aber traurig und mit Tränen in den Augen sah sie auf ihre Krücken, und nun gingen die andern hin, Gottes Wort zu hören, sie aber ging allein in ihr kleines Kämmerlein, welches nur so groß war, um einem Bette und einem Stuhle Platz zu gewähren. Hier setzte sie sich mit ihrem Gesangbuche hin, und während sie frommen Sinnes darin las, trug der Wind die Orgeltöne von der Kirche zu ihr herüber und sie erhob ihr mit Tränen benetztes Antlitz und sagte: „Gott sei mir Sünderin gnädig!“

Da schien die Sonne hell und klar und dicht vor ihr stand der Engel Gottes in den weißen Kleidern, derselbe, welchen sie in jener verhängnisvollen Nacht an der Kirchentüre gesehen hatte, aber er hielt nicht länger das scharfe Schwert, sondern einen herrlichen grünen Zweig voller Rosen. Er berührte mit demselben die Decke, welche sich höher und höher dehnte und dort, wo sie berührt war, einen goldenen Stern hervorleuchten ließ, und er berührte die Wände und sie erweiterten sich, bis sie die Orgel erblickte,

welche gespielt wurde, und die alten Bilder der früheren Pfarrer und Pfarrfrauen sah. Die Gemeinde saß in den festlich geschmückten Stühlen und sang aus dem Gesangbuche. So war die Kirche selbst zu der armen Magd in ihre kleine, enge Kammer gekommen; oder auch war sie dahingekommen. Sie saß in dem Kirchenstuhle bei den übrigen Leuten des Pfarrers, und als sie nach Beendigung des Chorals aufblickte, nickten sie ihr zu und sagten: „Das war recht, daß du kamst, Karen!"

„Das war Gnade!" erwiderte sie.

Und die Orgel klang und der Chor der Kinderstimmen tönte mild und lieblich. Der klare Sonnenschein strömte warm durch das Fenster in den Kirchenstuhl, in welchem Karen saß, hinein. Ihr Herz ward so voller Sonnenschein, Friede und Freude, daß es brach. Auf den Sonnenstrahlen flog ihre Seele zu Gott und vor seinem Thron war niemand, der nach den roten Schuhen fragte.

Der Reisekamerad

Der arme Johannes war sehr traurig, denn sein Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Niemand außer den beiden war in der kleinen Stube. Die Lampe auf dem Tische war dem Verlöschen nahe und es war spät am Abend.

„Du warst ein guter Sohn, Johannes!“ sagte der kranke Vater. „Unser Herr wird dir in der Welt schon forthelfen!“ Er sah ihn mit ernsten, milden Augen an, atmete tief auf und war tot. Es war, als ob er schliefe. Aber Johannes weinte; nun hatte er niemanden in der ganzen Welt, weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf den Knien, küßte des toten Vaters Hand und weinte viele heiße Tränen, bis sich endlich seine Augen schlossen und er mit dem Kopfe auf dem harten Bettpfosten einschlief.

Da hatte er einen wunderlichen Traum; er sah, wie Sonne und Mond sich vor ihm neigten, und er sah seinen Vater wieder frisch und gesund und hörte ihn lachen, wie er immer lachte, wenn er so recht vergnügt war. Ein allerliebstes Mädchen mit einer goldenen Krone auf seinem langen, schönen Haar reichte Johannes die Hand und sein Vater sagte: „Siehst du, was du für eine Braut bekommen hast? Sie ist die schönste in der ganzen Welt!“ Da erwachte er und all das Liebliche seines Traumes war verschwunden, sein Vater lag tot und kalt im Bette, gar niemand war bei ihm; der arme Johannes!

Eine Woche später wurde der Tote begraben; Johannes ging dicht hinter dem Sarge und er konnte den guten Vater, der ihn so lieb gehabt hatte,

nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen. Er hörte, wie man die Erdschollen auf den Sarg warf, sah jetzt den äußersten Rand desselben, der auch bei der nächsten Schaufel Erde, die hinuntergeworfen wurde, verschwand, und es war ihm, als sollte ihm vor Trauer das Herz zerspringen. Ein Choral wurde darauf gesungen und der klang so schön, daß Johannes die Tränen in die Augen traten; er weinte und das tat ihm in seiner Trauer wohl. Die Sonne schien auf die grünen Bäume so herrlich hernieder, als ob sie sagen wollte: „Du darfst nicht traurig sein, Johannes! Sieh nur, wie schön blau der Himmel ist! Dort oben ist jetzt dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es dir alle Zeit wohl gehen möge!"

„Ich will immer gut sein," sagte Johannes, „dann komme ich auch zu meinem Vater in den Himmel, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir einander wieder sehen! Wie viel ich ihm da werde zu erzählen haben, und er wird mir wieder so mancherlei zeigen, wird mich über die Herrlichkeit des Himmels belehren, gerade wie er mich hier auf Erden belehrte. O, was wird das für eine Freude werden!"

Johannes stellte sich das so deutlich vor, daß er dabei unwillkürlich lächelte, während ihm die Tränen noch über die Wangen herniederströmten. Die kleinen Vögel saßen oben in den Kastanienbäumen und zwitscherten: „Quivit, quivit!" Sie waren lustig, obwohl sie doch auch mit bei dem Begräbnis waren, aber sie wußten wohl, daß der tote Mann jetzt oben im Himmel war, Flügel hatte, weit schönere und größere als ihre eigenen, daß er nun glücklich war, weil er hienieden gut gewesen, und darüber waren sie so fröhlich. Johannes sah, wie sie von den grünen Bäumen weit hinaus in die Welt flogen, und bekam auch Lust, mit ihnen zu fliegen. Aber erst schnitt er ein großes hölzernes Kreuz zurecht, um es auf das Grab seines Vaters zu setzen. Als er es am Abend dahinbrachte, siehe! da war das Grab mit Sand und Blumen geschmückt. Das hatten fremde Leute getan, denn sie hatten alle den lieben Vater, der nun tot war, so gern gehabt.

Früh am nächsten Morgen packte er sein kleines Bündel zusammen, verwahrte in seinem Gürtel sein ganzes Erbteil, das aus 50 Talern und einigen Groschen bestand, und damit wollte er in die weite Welt wandern.

Aber zuerst ging er nach dem Friedhofe zu dem Grabe seines Vaters, betete sein „Vaterunser" und sagte: „Lebewohl, du lieber Vater, ich will immer ein guter Mensch sein; bitte deshalb den lieben Gott, daß er mir's wohl ergehen lasse!"

Draußen auf dem Felde, wo Johannes ging, standen alle Blumen frisch und herrlich in dem warmen Sonnenschein und nickten im Winde, gerade als ob sie sagen wollten: „Willkommen im Grünen! Ist es hier nicht hübsch?" Aber Johannes drehte sich noch einmal zurück, um den letzten Blick auf die alte Kirche zu werfen, wo er als kleines Kind getauft, wo er jeden Sonntag mit seinem Vater im Gottesdienst gewesen war und sein Lied gesungen hatte. Da gewahrte er plötzlich hoch oben in einem der Schallöcher des Turmes den Kirchengeist mit seinem roten, spitzen Mützchen; er beschattete sein Gesicht mit dem gekrümmten Arme, da ihm sonst die Sonne in die Augen schien. Johannes nickte ihm Lebewohl zu und der Geist schwang sein rotes Mützchen, legte die Hand auf das Herz und warf ihm viele Kußfinger zu, um ihm zu zeigen, wie viel Gutes er ihm wünschte und vor allen Dingen eine recht glückliche Reise.

Johannes dachte daran, wie viel Schönes er nun in der großen prächtigen Welt würde zu sehen bekommen, und ging weiter fort, so weit, wie er nie zuvor gewesen war; er kannte weder die Städte, durch welche er kam, noch die Menschen, denen er begegnete; er war weit draußen in der Fremde.

Die erste Nacht mußte er sich auf einen Heuschober mitten auf freiem Felde schlafen legen; ein anderes Bett hatte er nicht. Aber das kam ihm gerade hübsch vor; kein König, meinte er, könnte es feiner haben. Das ganze Feld mit dem Bache, der Heuschober und dann der blaue Himmel darüber, das war gerade ein hübsches Schlafzimmer. Das grüne Gras mit den kleinen roten und weißen Blumen war der Fußteppich, die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken waren Blumensträuße und statt eines Waschbeckens hatte er den ganzen Bach mit dem klaren, frischen Wasser vor sich, wo sich die Binsen hin und her neigten und ihm guten Abend und guten Morgen wünschten. Der Mond war eine ungeheuer große Nachtlampe, hoch oben unter der blauen Luft, bei der die Vorhänge ja nicht Gefahr liefen, in Brand zu geraten.

Johannes konnte ganz unbesorgt schlafen und er tat es auch. Er erwachte erst, als die Sonne aufging und alle die kleinen Vögel um ihn sangen: „Guten Morgen, guten Morgen! Bist du noch nicht auf?"

Die Glocken läuteten zur Kirche, es war Sonntag. Die Leute gingen zur Predigt und Johannes folgte ihnen, sang den Choral mit und hörte Gottes Wort. Es kam ihm gerade so vor, als wenn er sich in seiner eigenen Kirche befände, in der er getauft war und so oft mit seinem Vater die Kirchenlieder mitgesungen hatte.

Draußen auf dem Friedhofe war eine große Menge Gräber und auf mehreren wuchs hohes Gras. Da dachte Johannes an seines Vaters Grab, das einst auch so aussehen könnte wie diese, da er es nicht säubern und schmücken konnte. Deshalb setzte er sich nieder und riß das Gras ab, richtete die umgesunkenen Holzkreuze wieder auf und legte die Kränze, die der Wind von den Gräbern geweht hatte, wieder auf ihre Stelle, indem er dachte: „Vielleicht tut jemand dasselbe an meines Vater Grab, da ich es nicht tun kann!"

Vor der Kirchhofstür stand ein alter Bettler und stützte sich auf seine Krücke. Johannes gab ihm die paar Groschen, die er hatte, und ging dann glücklich und fröhlich immer weiter, hinaus in die weite Welt.

Gegen Abend wurde ein erschrecklich schlimmes Wetter, Johannes beeilte sich, unter Dach und Fach zu kommen, allein es wurde bald stockfinstere Nacht. Da erreichte er endlich eine kleine Kirche, die ganz einsam auf einem Hügel lag. Die Pforte war zum Glück nur angelehnt und er schlüpfte hinein. Hier wollte er das böse Wetter abwarten.

„Ich will mich in einen Winkel setzen!" sagte er, „ich bin ganz ermüdet und habe die Ruhe wohl verdient!" Dann setzte er sich, faltete seine Hände, sprach sein Abendgebet, und ehe er sich dessen bewußt wurde, schlief er ein und träumte, während es draußen donnerte und blitzte.

Als er erwachte, war es mitten in der Nacht, jedoch hatte sich das Gewitter verzogen und der Mond schien durch die Fenster zu ihm herein. Mitten im Schiff der Kirche stand ein offener Sarg mit einem toten Manne, denn er war noch nicht begraben. Johannes, der ein gutes Gewissen hatte, fürchtete sich nicht; auch wußte er wohl, daß die Toten niemandem etwas zu Leide tun.

Lebende böse Leute sind es, die uns Böses zufügen. Von dieser Art lebenden bösen Leuten standen zwei dicht neben dem toten Manne, den man vor seiner Beerdigung in der Kirche niedergesetzt hatte. Dem wollten sie ein rechtes Leid zufügen, ihn nicht in seinem Sarge liegen lassen, sondern ihn vor die Kirchtüre hinauswerfen, den armen toten Mann.

„Weshalb wollt ihr das tun?" fragte Johannes; „das ist böse und schlecht, laßt ihn in Jesu Namen ruhn!"

„O, Schnickschnack," sagten die beiden häßlichen Menschen, „er hat uns hinter das Licht geführt; er schuldet uns Geld und konnte es nicht zurückbezahlen. Da er nun seine Rechnung durch den Tod quittiert hat, bekommen wir keinen Heller. Deshalb wollen wir uns rächen; wie ein Hund soll er draußen vor der Kirchentüre liegen!"

„Ich habe nicht mehr als 50 Taler!" sagte Johannes, das ist mein ganzes Erbteil, das will ich euch gern geben, wenn ihr mir ehrlich versprechen wollt, den armen toten Mann in Frieden zu lassen. Ich werde auch wohl ohne das Geld durchkommen, denn ich habe gesunde starke Glieder und der liebe Gott wird mir stets helfen!"

„Ja," sagten die häßlichen Menschen, „wenn du in der Tat seine Schuld bezahlen willst, so wollen wir ihm gewiß nichts tun, dessen kannst du sicher sein!" Darauf nahmen sie das Geld, welches ihnen Johannes gab, lachten ihn wegen seiner Gutmütigkeit aus und gingen ihrer Wege. Johannes aber legte den Toten in seinem Sarge wieder zurecht, faltete die Hände desselben, sagte ihm Lebewohl und ging dann guten Mutes und zufriedenen Sinnes weiter durch den großen Wald.

Rings umher, wo nur immer der Mond durch die Bäume hineinscheinen konnte, sah er die lieblichsten kleinen Elfen lustig miteinander spielen. Sie ließen sich nicht stören, wußten sie doch, daß er ein guter, unschuldiger Mensch war. Nur die bösen Leute bekommen die Elfen nicht zu sehen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger und hatten ihr langes blondes Haar mit goldenen Kämmen aufgeheftet. Zu zweien schaukelten sie sich auf den Tautropfen, die auf den Blättern und dem Grase lagen. Bisweilen rollte ein Tropfen hinab und blieb zwischen den Grashalmen hängen;

dann erhob sich stets ein lautes Gelächter und ein großes Lärmen unter dem kleinen Völkchen. Das war gar zu drollig! Sie sangen und Johannes erkannte ganz deutlich alle die hübschen Melodien, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große, bunte Spinnen mit silbernen Kronen auf dem Haupte mußten von der einen Hecke zur andern lange Hängebrücken und Paläste spinnen, welche, sobald der feine Tau darauf fiel, wie schimmerndes Glas im klaren Mondscheine aussahen. So ging es bis Sonnenaufgang ununterbrochen fort. Dann verkrochen sich die kleinen Elfen in die Blumenknospen und der Wind riß ihre Brücken und Schlösser mit fort, daß sie wie große Spinnweben durch die Luft flogen.

Johannes war eben aus dem Walde herausgekommen, als eine starke Männerstimme hinter ihm herrief: „Holla, Kamerad! Wo geht die Reise hin?"

„Hinaus in die weite Welt!" sagte Johannes. „Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Bursche, aber der liebe Gott hilft mir wohl!"

„Ich will auch in die weite Welt hinaus!" sagte der fremde Mann. „Wollen wir beide in Gesellschaft reisen?"

„Ei freilich!" sagte Johannes und so gingen sie denn zusammen. Sie faßten bald Zuneigung zueinander, denn sie waren beide gute Menschen. Allein Johannes merkte wohl, daß der Fremde weit klüger war als er. Er hatte fast die ganze Welt durchreist und wußte von allem Möglichen zu erzählen.

Die Sonne stand bereits hoch, als sie sich unter einen großen Baum setzten, um ihr Frühstück zu verzehren. Plötzlich schritt eine Frau daher. Sie war steinalt und ging ganz gebückt. Sie stützte sich auf einen Krückstock und hatte auf ihrem Rücken ein Bündel Brennholz, welches sie im Walde gesammelt hatte. Ihre Schürze war aufgesteckt und Johannes bemerkte, daß drei große Ruten von Farrenkraut und Weidenreisern daraus hervorragten. Dicht vor ihnen glitt ihr Fuß aus, sie fiel und stieß einen lauten Schrei aus, denn sie hatte ein Bein gebrochen, die arme, alte Frau.

Johannes sprach sogleich den Wunsch aus, sie möchten beide Hand anlegen und sie nach ihrer Wohnung tragen, aber der Fremde öffnete sein Ränzel, holte eine Büchse hervor und sagte, er hätte da eine Wundersalbe.

Diese Salbe vermöchte ihr Bein sofort ganz und heil zu machen, so daß sie selbst nach Hause gehen könnte, als ob sie nie das Bein gebrochen hätte. Dafür verlangte er aber auch, sie sollte ihm die drei Ruten schenken, die sie in ihrer Schürze hätte.

„Das wäre gut bezahlt!" sagte die Alte und nickte dabei ganz sonderbar mit dem Kopfe. Sie wollte sich von ihren Ruten nicht gern trennen, aber es war auch nicht gerade etwas Angenehmes, mit gebrochenem Beine dazuliegen. So gab sie ihm endlich die Ruten, und sobald er ihr das Bein mit der Salbe eingerieben hatte, richtete sich auch die alte Mutter empor und ging viel rüstiger als zuvor. Das vermochte die Salbe zu verrichten. Die war aber auch nicht in der Apotheke zu bekommen.

„Was willst du mit den Besen?" fragte Johannes seinen Reisekameraden. „Das sind drei schöne hübsche Kräuterbesen!" sagte er, „die kann ich gut leiden, denn ich bin ein komischer Kauz!"

Nun gingen sie noch eine tüchtige Strecke.

„Sieh, welch ein Wetter heraufzieht!" sagte Johannes und zeigte gerade vor sich hin. „Das ist ein furchtbar dickes Gewölk!"

„Nein!" sagte der Reisekamerad, „das ist kein Gewölk, das ist ein Gebirge, ein herrliches großes Gebirge, wo man hoch über die Wolken hinaufsteigt in die freie Bergesluft hinein! Wie herrlich ist es dort! Morgen sind wir sicherlich schon hoch in den Bergen!"

Es war nicht so nahe, als es aussah. Sie mußten einen ganzen Tag tüchtig ausschreiten, ehe sie das Gebirge erreichten, wo die schwarzen Wälder ihre Gipfel gen Himmel erhoben und wo es Felsen gab so groß wie eine ganze Stadt. Das ging gewiß nicht ohne Schweißtropfen ab, da hinüberzukommen; deshalb ging aber auch Johannes und sein Reisekamerad in ein Wirtshaus, um erst gehörig auszuruhen und Kräfte zum morgenden Marsche zu sammeln.

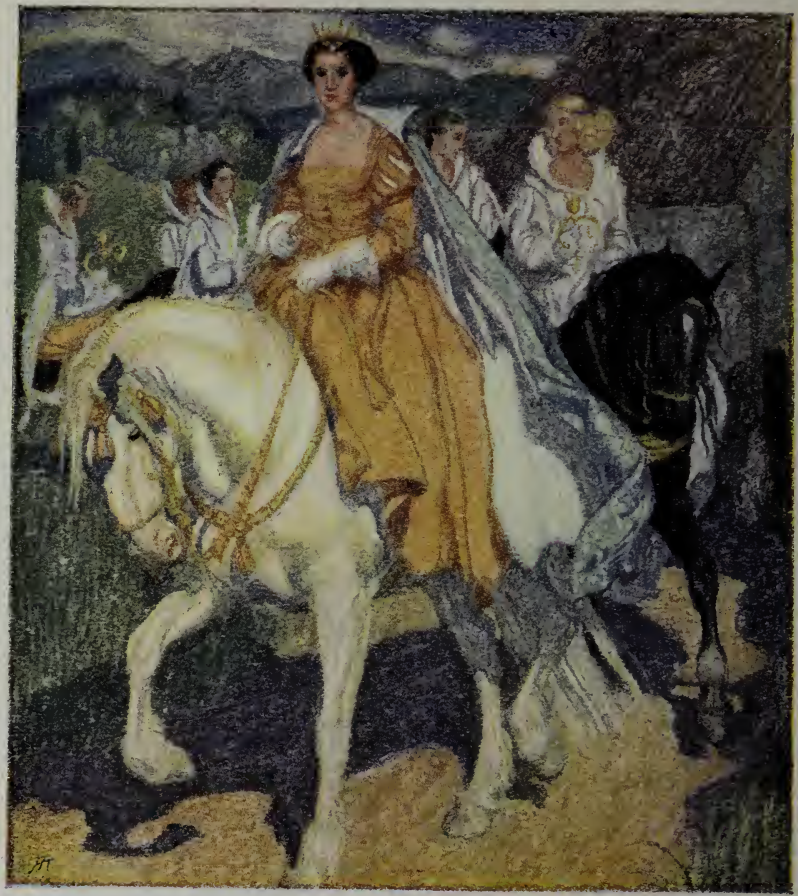
Unten in der großen Schenkstube des Wirtshauses waren gar viele Leute versammelt, denn ein Puppenspieler war da. Er hatte gerade sein kleines Theater aufgestellt und die Leute saßen rings umher, um die Komödie anzusehen. Den allerbesten Platz hatte ein alter, dicker Fleischer eingenommen;

sein großer Bullenbeißer — o wie bissig und grimmig schaute der drein — saß ihm zur Seite und riß die Augen auf wie alle die andern.

Nun begann das Schauspiel und das war ein gar hübsches Schauspiel mit einem König und einer Königin, die saßen auf einem Sammetthrone, hatten goldene Kronen auf dem Haupte und lange Schleppen an den Kleidern, denn das erlaubten ihnen ihre Mittel. Die niedlichen Holzpuppen mit Glasaugen und großen Knebelbärten standen an allen Türen und machten sie auf und zu, um der frischen Luft Zutritt in die Stube zu geben. Es war ein wunderschönes Stück und gar nicht traurig, aber gerade als die Königin sich erhob und den Fußboden entlang schritt, da — ja Gott mag wissen, was sich eigentlich der große Bullenbeißer dabei dachte — da machte er, als der dicke Fleischer ihn nicht hielt, einen Satz in das Theater hinein und packte die Königin um ihren schlanken Leib, so daß man ein deutliches „Knickknack" hörte. Es war ganz entsetzlich.

Der arme Mann, dem das Puppenspiel gehörte, erschrak sehr und war über seine Königin höchst betrübt, weil es die allerniedlichste Puppe war, die er besaß, und nun hatte ihr der häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebissen. Als aber die Leute endlich fortgingen, sagte der Fremde, derselbe, welcher mit Johannes gekommen war, er wollte sie wieder in Stand setzen. Darauf holte er seine Büchse hervor und bestrich die Puppe mit der Salbe, mit der er der armen alten Frau, als sie den Fuß gebrochen, geholfen hatte. Sobald die Puppe bestrichen war, wurde sie sofort wieder ganz, ja sie konnte sogar selbst alle ihre Glieder bewegen, man brauchte gar nicht mehr an der Schnur zu ziehen. Die Puppe war wie ein lebendiger Mensch. Der Mann, welchem das kleine Puppentheater gehörte, wurde sehr froh. Nun brauchte er die Puppe nicht mehr zu halten, sie konnte selbst tanzen. Das konnte keine der andern.

Als es Nacht geworden war und alle Leute im Wirtshause ihr Bett aufgesucht hatten, siehe, da war jemand, der so schrecklich tief seufzte und so unermüdlich darin war, daß sich alle wieder erhoben, um nachzusehen, wer das sein könnte. Der Mann, der die Komödie aufgeführt hatte, ging zu seinem Theater, denn aus dem tönten die Seufzer heraus. Da sah er die Verwirrung: alle Holzpuppen lagen untereinander, der König und alle Trabanten.



Die seufzten erbärmlich und stierten mit ihren großen Glasaugen, denn sie wollten gar zu gern wie die Königin auch ein wenig mit Salbe bestrichen werden, damit sie ebenfalls die Gabe erhielten, sich von selbst zu bewegen. Die Königin sank gerade auf die Knie und hielt ihre herrliche Goldkrone in die Höhe, während sie bat: „Nimm sie von mir an, aber salbe meinen Gemahl und meine Hofleute ein!" Da konnte sich der arme Mann, dem die Komödie und alle Puppen gehörten, nicht enthalten, in Tränen auszubrechen, denn er bedauerte sie aufrichtig. Er versprach dem Reisekameraden sogleich, er wollte ihm alles Geld geben, welches er für die Vorstellung am nächsten Abend erhalten würde, wenn er nur vier bis fünf seiner prächtigsten Puppen einsalbte. Aber der Reisegefährte erwiderte, er verlangte nichts anderes als den großen Säbel, den er an seiner Seite trüge, und als er ihn erhielt, bestrich er sechs Puppen, die sogleich zu tanzen begannen, und zwar so niedlich, daß alle Mädchen, die lebendigen Menschenmädchen, die es mit ansahen, der Tanzlust nicht widerstehen konnten. Der Kutscher und die Köchin tanzten, der Kellner und das Stubenmädchen, alle Fremden und die Feuerschaufel und die Feuerzange. Aber diese beiden fielen um, gleich als sie die ersten Sprünge machten. Ja, das war eine lustige Nacht.

Am nächsten Morgen schied Johannes mit seinem Reisekameraden von ihnen allen, stieg empor zu den hohen Bergen und ging durch die mächtigen Tannenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß die Kirchentürme tief unter ihnen zuletzt nur noch wie kleine rote Beeren unten in all dem Grünen aussahen. Sie konnten weit hinausschauen, viele, viele Meilen weit, wo sie nie gewesen waren! So viel Herrlichkeit in der schönen Welt hatte Johannes nie auf einmal gesehen und die Sonne schien so warm aus der frischen blauen Luft, er hörte auch die Jäger zwischen den Bergen das Waldhorn blasen, so schön und lieblich, daß ihm Freudentränen in die Augen traten und er unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Du guter, lieber Gott! Ich möchte dich küssen, weil du so gut gegen uns alle bist und uns allen die vielen Herrlichkeiten in der Welt geschenkt hast!"

Auch der Reisekamerad stand mit gefalteten Händen da und schaute hinaus über die Wälder und Städte in den warmen Sonnenschein.

Plötzlich ertönte es wunderbar lieblich über ihren Häuptern. Sie blickten auf: ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft. Er sang, wie sie nie einen andern Vogel hatten singen hören. Aber der Gesang wurde schwächer und schwächer; der Schwan neigte sein Haupt und sank ganz langsam zu ihren Füßen nieder, wo er tot liegen blieb, der schöne Vogel.

„Zwei so schöne Flügel," sagte der Reisekamerad, „so weiß und groß, wie dieser Vogel hat, sind Geldes wert; die will ich doch mitnehmen. Nun wirst du einsehen, wie gut es war, daß ich den Säbel bekam!" Darauf hieb er die beiden Flügel des toten Vogels, die er behalten wollte, mit einem Schlage ab.

Sie reisten nun viele, viele Meilen über das Gebirge weiter, bis sie endlich eine große Stadt mit mehr als hundert Türmen, die wie Silber im Sonnenscheine schimmerten, vor sich sahen. Mitten in der Stadt war ein prächtiges Marmorschloß, mit glänzendem Golde gedeckt, und hier wohnte der König.

Johannes und der Reisekamerad blieben in einem außerhalb gelegenen Wirtshause, damit sie sich erst putzen konnten, denn sie wollten doch stattlich aussehen, wenn sie sich auf den Straßen zeigten. Der Wirt erzählte ihnen, der König wäre ein lieber, guter Mann, der keinem Menschen etwas zuleide täte, aber seine Tochter, ja Gott bewahre uns! das wäre eine schlimme Prinzessin. An Schönheit fehlte es ihr nicht, im Gegenteil, niemand könnte so schön und liebreizend sein wie sie, aber was hülfe das, sie wäre eine schlimme böse Hexe und schuld daran, daß gar viele herrliche Prinzen ihr Leben verloren hätten. Allen Leuten stände es frei, sich um sie zu bewerben. Jeder könnte kommen, gleichviel ob er Prinz oder Bettler wäre. Nur müßte er drei Dinge raten, nach denen sie fragte. Könnte er es, so wollte sie sich mit ihm verheiraten und er sollte nach dem Tode ihres Vaters König über das ganze Land werden. Könnte er aber die drei Dinge nicht erraten, so ließe sie ihn hängen oder köpfen, so schlimm und böse wäre die Prinzessin. Ihr Vater, der alte König, wäre sehr traurig darüber, könnte es ihr aber nicht verbieten, so böse zu sein, weil er einmal gesagt hätte, er wollte mit ihren Freiern nicht das Geringste zu tun haben; sie könnte selbst tun, was ihr gut dünkte.

Jedesmal, wenn ein Prinz käme und raten sollte, um die Prinzessin zu erhalten, vermöchte er es nicht und dann würde er gehängt oder geköpft. Man hätte ihn ja beizeiten gewarnt, er hätte vom Freien abstehen können. Der alte König wäre so betrübt über alle die Trauer und das Elend, daß er jährlich einen ganzen Tag auf den Knien läge, mit allen seinen Soldaten, und betete, daß die Prinzessin doch gut werden möchte, aber das wollte sie durchaus nicht.

„Die garstige Prinzessin!" sagte Johannes, „sie sollte wirklich die Rute bekommen, das würde ihr gut tun. Wäre ich der alte König, sollte es ihr an harten Züchtigungen nicht fehlen!"

In diesem Augenblicke hörten sie das Volk draußen Hurra rufen. Die Prinzessin kam vorbei und sie war wirklich so schön, daß alle Leute vergaßen, wie böse sie war, deswegen riefen sie Hurra! Zwölf schöne Jungfrauen, alle in weißen Seidenkleidern, in der Hand eine goldene Tulpe, ritten auf kohlschwarzen Rossen ihr zur Seite; die Prinzessin ritt ein schneeweißes Pferd, mit Diamanten und Rubinen geschmückt, ihr Reitkleid war von lautrem Golde und die Peitsche, welche sie in der Hand hatte, sah aus, als wäre sie ein Sonnenstrahl. Die goldene Krone auf ihrem Haupte war wie kleine Sterne vom Himmelsgewölbe und ihr Mantel war aus mehr als tausend prächtigen Schmetterlingsflügeln zusammengesetzt; gleichwohl war sie schöner als alle ihre Kleider.

Als Johannes sie erblickte, errötete er bis an die Stirn und vermochte nicht ein einziges Wort zu sprechen. Die Prinzessin ähnelte ja sprechend dem schönen Mädchen mit der goldenen Krone, von dem er in der Nacht, da sein Vater gestorben war, geträumt hatte. Er fand sie so schön, daß er sich augenblicklich in sie verliebte. Das wäre gewiß nicht wahr, sagte er, daß sie eine böse Hexe wäre, die die Leute hängen und köpfen ließe, wenn sie nicht erraten könnten, was sie von ihnen verlangte. „Jedermann hat ja Erlaubnis, um sie zu freien, sogar der ärmste Bettler; ich will wirklich auch nach dem Schlosse gehen, denn ich kann nicht anders!"

Alle sagten, er sollte es nicht tun, es würde ihm gewiß wie allen anderen ergehen. Der Reisekamerad riet ihm auch davon ab, aber Johannes meinte,

es würde schon gut gehen, bürstete sich Schuhe und Rock, kämmte sich das schöne blonde Haar und ging dann ganz allein in die Stadt hinein und auf das Schloß.

„Herein!" sagte der alte König, als Johannes an die Türe klopfte. Johannes öffnete und der alte König, in Schlafrock und gestickten Pantoffeln, kam ihm entgegen; die goldene Krone hatte er auf dem Haupte, das Szepter in der einen Hand und den Reichsapfel in der andern. „Wart' einen Augenblick!" sagte er und nahm den Reichsapfel unter den Arm, um Johannes die Hand reichen zu können. Als er aber vernahm, es wäre ein Freier, fing er so zu weinen an, daß sowohl Szepter wie Reichsapfel auf die Erde fielen und er sich die Augen mit dem Schlafrocke abtrocknen mußte. Der arme, alte König!

„Laß es sein!" sagte er, „es geht dir bitterböse wie allen andern. Du wirst es leider sehen!" Darauf führte er Johannes in den Lustgarten der Prinzessin hinaus. Da sah es entsetzlich aus! Im Gipfel eines jeden Baumes hingen drei, vier Königssöhne, die um die Prinzessin gefreit, jedoch die Sachen nicht hatten raten können, welche denselben von ihr aufgegeben waren. Sowie sich der Wind erhob, klapperten die Totengebeine, daß die Vögelchen erschraken und sich nimmer in den Garten hineintrauten; alle Blumen waren an Menschenknochen aufgebunden und in den Blumentöpfen standen Totenköpfe und grinsten. Das war ein absonderlicher Garten für eine Prinzessin.

„Hier kannst du es sehen!" sagte der alte König, „es wird dir gerade wie all den andern ergehen, die du hier siehst; laß es deshalb lieber sein. Du machst mich wirklich unglücklich, denn es geht mir so unendlich nahe!"

Johannes küßte dem guten alten Könige die Hand und sagte, es würde gewiß gut gehen, denn er liebte die Prinzessin so heiß.

In diesem Augenblicke kam die Prinzessin mit allen ihren Damen in den Schloßhof hineingeritten. Sie gingen deshalb zu ihr hinaus und boten ihr guten Tag. Sie war in der Tat wunderbar schön, reichte Johannes die Hand und er verliebte sich noch mehr als vorher in sie. Sie konnte doch gewiß keine böse, schlimme Hexe sein, wie alle Leute von ihr sagten.

Sie gingen darauf in den Saal hinauf und die Edelknaben reichten ihm Eingemachtes und Pfeffernüsse; aber der alte König konnte vor Trauer gar nichts essen und die Pfeffernüsse waren ihm auch zu hart.

Es wurde nun abgemacht, daß Johannes am nächsten Morgen wieder auf das Schloß kommen sollte, wo die Richter und der ganze Rat versammelt sein würden, um zu hören, wie er die Probe bestände. Riete er richtig, so sollte er noch zweimal kommen; bis jetzt war aber noch niemand gewesen, der die Probe das erstemal bestanden hatte, und darum waren alle um das Leben gekommen.

Johannes war durchaus nicht darüber beunruhigt, wie es ihm ergehen würde, er war im Gegenteile vergnügt, dachte nur an die wunderschöne Prinzessin und vertraute ganz sicher darauf, daß ihm der liebe Gott helfen würde, aber wie, das wußte er freilich nicht und wollte lieber gar nicht daran denken. Er tanzte die Landstraße förmlich entlang, als er nach dem Wirtshause, wo ihn der Reisekamerad erwartete, zurückkehrte.

Johannes konnte kein Ende finden, zu erzählen, wie freundlich die Prinzessin gegen ihn gewesen und wie wunderschön sie wäre. Er sehnte sich schon unendlich nach dem nächsten Tage, wo er auf dem Schlosse sein Glück mit Raten versuchen sollte.

Aber der Reisekamerad schüttelte den Kopf und war sehr betrübt. „Ich habe dich lieb!“ sagte er, „wir hätten noch lange zusammen bleiben können und nun soll ich dich schon verlieren! Du armer, lieber Johannes, die Tränen sind mir nahe, aber ich will, vielleicht am letzten Abend, den wir zusammen sind, deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht lustig; morgen, wenn du fort bist, kann ich mich ausweinen!“

Alle Leute in der Stadt hatten sofort erfahren, daß ein neuer Freier um die Prinzessin angekommen wäre, und es herrschte deshalb große Trauer darin. Das Theater blieb geschlossen, alle Kuchenfrauen banden schwarzen Flor um ihre Zuckerpuppen, der König und die Priester lagen in den Kirchen auf den Knien: wohin man blickte, sah man Zeichen aufrichtiger Trauer, denn es konnte ja Johannes unmöglich besser ergehen, als es all den andern Freiern ergangen war.

Gegen Abend bereitete der Reisekamerad eine große Bowle Punsch und sagte zu Johannes, sie wollten nun recht lustig sein und auf das Wohl der Prinzessin trinken. Als aber Johannes zwei Glas getrunken hatte, wurde er so schläfrig, daß es ihm nicht länger möglich war, die Augen offen zu halten, und er einschlief. Der Reisekamerad hob ihn ganz leise vom Stuhl auf und legte ihn in sein Bett, und als es dann stockfinstere Nacht wurde, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und knüpfte sie sich fest an die Schultern. Die größte der Ruten, die er von der alten Frau bekommen hatte, welche gefallen war und sich das Bein gebrochen hatte, steckte er in die Tasche und flog dann über die Stadt gerade nach dem Schlosse hin, wo er sich in einen Winkel unter das Fenster setzte, welches in das Schlafzimmer der Prinzessin hineinging.

Es war in der ganzen Stadt völlig still. Nun schlug die Uhr dreiviertel auf zwölf, das Fenster öffnete sich und die Prinzessin flog in einem großen, weiten Mantel und mit langen, schwarzen Flügeln über die Stadt weg, zu einem großen Berge hinaus. Aber der Reisekamerad machte sich unsichtbar, so daß sie ihn nicht sehen konnte, flog hinter ihr her und peitschte die Prinzessin mit seiner Rute dermaßen, daß das Blut hervorquoll, wohin er schlug. Was war das für eine Fahrt durch die Luft!

„Wie es hagelt! Wie es hagelt!“ sagte die Prinzessin bei jedem Schlage, den sie von der Rute erhielt, und das hatte sie wohl verdient. Endlich erreichte sie den Berg und klopfte an. Mit donnerähnlichem Gepolter öffnete sich der Berg und die Prinzessin ging hinein. Der Reisekamerad folgte hart hinterher, denn niemand konnte ihn sehen, er war ja unsichtbar. Sie gingen durch einen großen, langen Gang, wo die Wände ganz absonderlich schimmerten; es waren über tausend glühende Spinnen, die die Mauer auf und ab liefen und gerade wie Feuer leuchteten. Nun kamen sie in einen großen, von Silber und Gold erbauten Saal. Blumen, so groß wie Sonnenblumen, rote und blaue, funkelten an den Wänden, aber niemand konnte die Blumen pflücken, denn die Stengel waren häßliche, giftige Schlangen und die Blumen waren Feuer, welches ihnen aus dem Rachen flammte. An der Decke flimmerten Leuchtkäfer und Fledermäuse, die mit den dünnen Flügeln schlugen.

Das sah ganz sonderbar aus! Mitten auf der Erde stand ein Thron, der von vier Pferdegerippen getragen wurde, welche Zaumzeug von den roten Feuerspinnen hatten. Der Thron selbst war von milchweißem Glase und das Polster desselben bestand aus kleinen, schwarzen Mäusen. Über demselben war ein Thronhimmel von rosenroten Spinngeweben, mit den niedlichsten kleinen grünen Fliegen besetzt, welche wie Edelsteine funkelten. Auf dem Throne saß ein alter Zauberer, mit einer Krone auf dem garstigen Kopfe und einem Szepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf die Stirn, ließ sie an seiner Seite auf dem kostbaren Throne Platz nehmen, und nun begann die Musik. Große, schwarze Heuschrecken bliesen die Mundharmonika und die Eule schlug sich auf den Bauch, denn sie hatte keine Trommel. Es war ein drolliges Konzert. Kleine, winzige Kobolde, mit einem Irrlichte auf der Mütze, tanzten im Saale umher. Den Reisekameraden konnte niemand sehen, er hatte sich gerade hinter dem Throne aufgestellt und sah und hörte alles. Die Hofleute, die nun auch erschienen, waren gar zierlich und vornehm, aber wer richtig sehen konnte, merkte wohl, wie es mit ihnen stand. Besenstiele waren es, mit Kohlköpfen oben darauf, nichts andres. Der Zauberer hatte nur Leben in sie hineingehext und ihnen gestickte Kleider gegeben. Aber das war ja auch gleichgültig, sie wurden doch nur zum Staate gebraucht.

Nachdem nun eine Zeitlang getanzt war, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier bekommen hätte, und fragte deshalb, woran sie wohl denken sollte, um ihn am nächsten Morgen darnach zu fragen, wenn er nach dem Schlosse käme.

„Höre!" sagte der Zauberer, „ich will dir etwas sagen! Du sollst etwas ganz Leichtes wählen, dann verfällt er gewiß nicht darauf. Denke an deinen einen Schuh. Das errät er nicht. Laß ihm dann den Kopf abhauen, vergiß aber nicht, mir, wenn du morgen Nacht wieder zu mir herauskommst, seine Augen mitzubringen, denn die will ich essen."

Die Prinzessin verneigte sich sehr tief und sagte, sie würde die Augen nicht vergessen. Der Zauberer öffnete darauf den Berg und sie flog wieder nach Hause, aber der Reisekamerad folgte ihr und prügelte sie mit der Rute so nachdrücklich, daß sie über das heftige Hagelwetter ganz tief aufseufzte

und sich nach Kräften beeilte, durch das Fenster in ihre Schlafkammer zu gelangen. Der Reisekamerad flog jedoch nach dem Wirtshause zurück, wo Johannes immer noch schlief, band seine Flügel ab und legte sich darauf auch auf das Bett, denn er konnte wohl ermüdet sein.

Es war noch früh am Morgen, als Johannes erwachte; der Reisekamerad erhob sich ebenfalls und erzählte, er hätte in der Nacht einen sehr sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem einen Schuh gehabt, und bat ihn deshalb, doch ja zu fragen, ob die Prinzessin nicht an ihren einen Schuh gedacht hätte. Denn das hatte er ja von dem Zauberer im Berge gehört, doch davon wollte er Johannes nichts erzählen.

„Ich kann dies eben so gut wie etwas anderes fragen," sagte Johannes, „vielleicht ist das ganz richtig, was du geträumt hast, denn ich vertraue fest darauf, daß mir der liebe Gott helfen wird. Ich will dir aber doch Lebewohl sagen, denn rate ich falsch, so bekomme ich dich nie mehr zu sehen!"

Dann küßten sie einander und Johannes ging in die Stadt hinein aufs Schloß. Der Saal wimmelte von Menschen, die Richter saßen in ihren Lehnstühlen und hatten Kissen von Eiderdaunen hinter dem Kopfe, denn sie hatten so viel zu denken. Der alte König erhob sich und trocknete die Augen an einem weißen Taschentuche. Nun trat die Prinzessin herein; sie war noch viel schöner als gestern und grüßte alle Anwesenden auf das freundlichste, Johannes aber gab sie die Hand und sagte: „Guten Morgen, mein Lieber!"

Nun sollte Johannes erraten, woran sie gedachte hätte. O Gott, wie freundlich sah sie ihn an, aber kaum hatte sie das eine Wort „Schuh" sagen hören, so wurde sie kreideweiß im Gesicht und ein Schauder überflog ihren ganzen Körper, aber es konnte ihr nichts helfen, denn er hatte richtig geraten.

Potztausend, wie froh wurde der alte König! Er schlug einen Purzelbaum vor Wonne und alle Leute klatschten ihm und dem Johannes, der nun zum ersten Male richtig geraten hatte, lauten Beifall zu.

Der Reisekamerad strahlte vor Freude, als er hörte, wie gut es abgelaufen war. Johannes aber faltete die Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm gewiß auch die beiden anderen Male helfen würde. Am nächsten Tage sollte schon wieder geraten werden.

Der Abend verging wie der gestrige. Als Johannes schlief, flog der Reisekamerad hinter der Prinzessin her nach dem Berge und prügelte sie noch stärker als das erstemal, denn nun hatte er zwei Ruten genommen. Niemand bekam ihn zu sehen und er hörte alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken, und das erzählte er Johannes, als ob es ein Traum wäre. Johannes hatte da gut richtig raten, und es entstand die lebhafteste Freude auf dem Schlosse. Der ganze Hof schlug nun Purzelbäume, wie sie es vom Könige das erstemal gesehen hatten, aber die Prinzessin lag auf einem Sofa und vermochte nicht ein einziges Wort zu sagen. Nun kam es darauf an, ob Johannes noch das drittemal richtig raten konnte. Ging es gut, sollte er ja die schöne Prinzessin bekommen und das ganze Königreich erben, sobald der alte König starb; riet er aber falsch, so sollte er sein Leben verlieren und der Zauberer wollte seine schönen, blauen Augen essen.

Den Abend vorher ging Johannes früh zu Bett, sprach sein Abendgebet und schlief dann ruhig ein; aber der Reisekamerad band seine Flügel an den Rücken, gürtete den Säbel an seine Seite und nahm alle drei Ruten mit sich und dann flog er zum Schlosse. Es war stockfinstere Nacht; es stürmte, daß die Ziegel von den Dächern flogen und sich im Garten die Bäume, an denen die Gerippe hingen, bei jedem Windstoße wie ein Rohr bogen; es blitzte unaufhörlich und der Donner rollte die ganze Nacht hindurch, als ob es nur ein einziger Schlag wäre. Nun öffnete sich das Fenster und die Prinzessin flog heraus. Sie war bleich wie der Tod, aber sie lachte über das böse Wetter, es kam ihr noch nicht wild und stürmisch genug vor und ihr weißer Mantel wirbelte wie ein großes Schiffssegel in der Luft umher. Aber der Reisekamerad peitschte sie mit seinen drei Ruten dergestalt, daß das Blut auf die Erde tröpfelte und sie zuletzt kaum weiter fliegen konnte. Endlich erreichte sie aber doch den Berg.

„Es hagelt und stürmt," sagte sie, „nie bin ich in einem solchen Wetter im Freien gewesen!" — „Man kann auch des Guten zu viel haben," sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweitemal richtig geraten hätte; täte er es auch morgen, dann hätte er gewonnen und sie könnte nie mehr zu ihm hinaus kommen, könnte nie mehr solche Zauberkünste wie früher ausführen; deshalb wäre sie ganz betrübt.

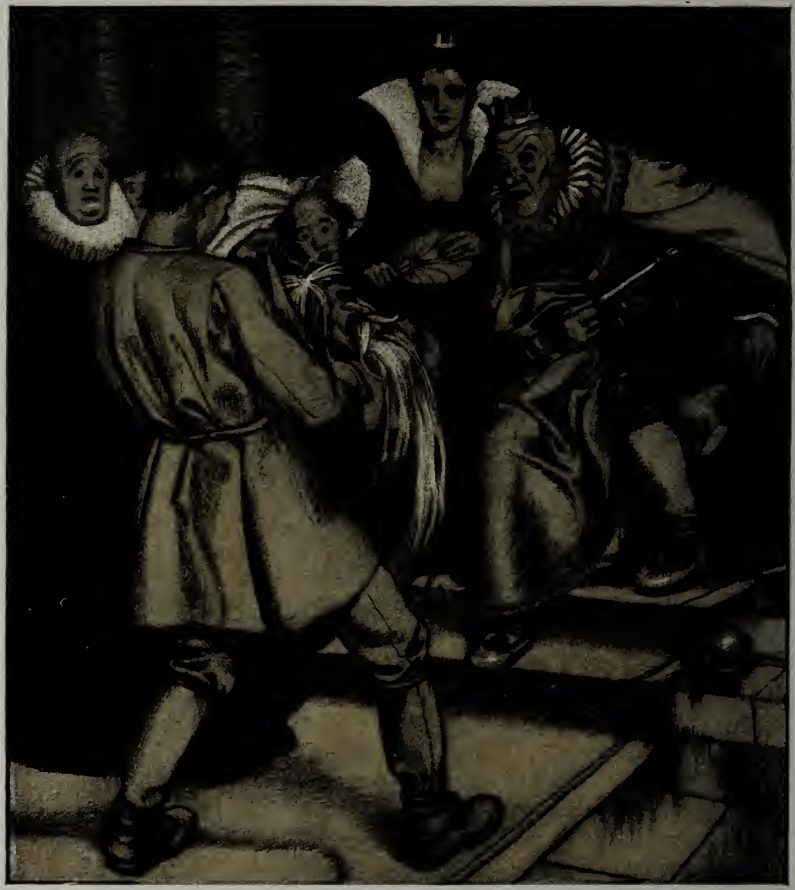
„Er soll es nicht erraten können!" sagte der Zauberer, „es wird mir schon etwas einfallen, woran er nicht gedacht hat! Oder er müßte noch ein größerer Zauberer sein als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!" Damit nahm er die Prinzessin bei beiden Händen und sie tanzten mit all den kleinen Kobolden und Irrwischen, die im Zimmer waren, im Kreise umher; die roten Spinnen sprangen an den Wänden eben so lustig auf und nieder, daß es wie funkelnde Feuerblumen aussah. Die Eulen trommelten, die Grillen zirpten und die schwarzen Heuschrecken bliesen die Mundharmonika. Es war ein lustiger Ball.

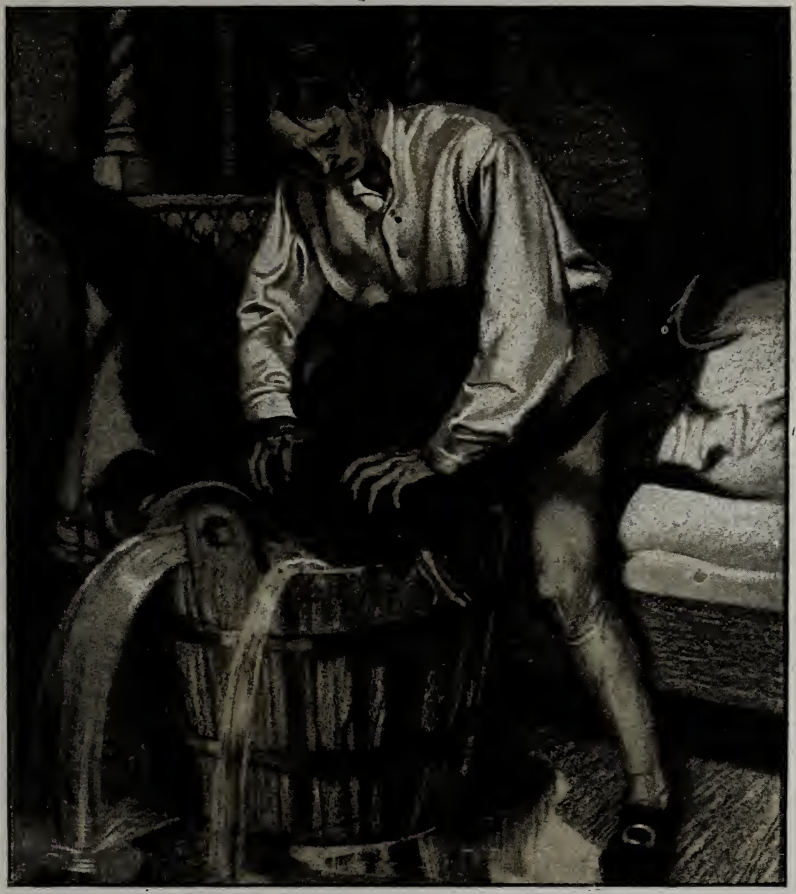
Als sie nun lange genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin an die Heimkehr denken, denn sonst konnte sie im Schlosse vermißt werden; der Zauberer sagte, er würde sie begleiten, damit sie so lange als möglich beisammen wären.

Dann brachen sie in dem bösen Wetter auf und der Reisekamerad zerschlug seine drei Ruten auf beider Rücken. Nie war der Zauberer in einem solchen Hagelwetter aus gewesen. Vor dem Schlosse verabschiedete er sich von der Prinzessin und flüsterte ihr dabei zu: „Denk an meinen Kopf!" Aber der Reisekamerad hörte es wohl und in demselben Augenblicke, wo die Prinzessin durch das Fenster in ihr Schlafzimmer schlüpfte und der Zauberer seinen Rückweg antreten wollte, ergriff er denselben bei seinem langen schwarzen Barte und hieb ihm mit dem Säbel seinen garstigen Zauberkopf dicht an den Schultern ab, so daß ihn der Zauberer selbst nicht einmal zu sehen bekam. Den Körper warf er hinaus in den See zu den Fischen, aber den Kopf tauchte er nur in das Wasser und band ihn darauf in sein seidenes Taschentuch, nahm ihn nach seinem Wirtshause und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen gab er Johannes das Taschentuch, sagte aber, er dürfte es nicht eher aufknüpfen, als bis die Prinzessin nach dem Gegenstande fragte, an den sie gedacht hätte.

Es waren so viele Menschen in dem kleinen Schloßsaale, daß sie so dicht wie Radieschen in einem Bündel nebeneinander standen. Der Rat saß in seinen Stühlen mit den weichen Kopfkissen und der alte König hatte neue Kleider an, die goldene Krone und das Szepter waren geputzt, was sich sehr prächtig ausnahm. Aber die Prinzessin war auffallend blaß und hatte ein kohlschwarzes Kleid an, als sollte sie zu einem Begräbnisse.





„Woran habe ich gedacht?“ sagte sie zu Johannes, und sogleich knüpfte er das Taschentuch auf und erschrak selbst heftig, als er das häßliche Zauberhaupt gewahrte. Schauder überfuhr bei diesem entsetzlichen Anblicke alle Menschen, aber die Prinzessin saß gerade wie ein Steinbild da und konnte nicht ein einziges Wort hervorbringen. Endlich erhob sie sich und reichte Johannes die Hand, denn er hatte ja richtig geraten. Sie sah weder ihn noch einen andern an, sondern seufzte ganz laut: „Nun bist du mein Herr! Heute Abend wollen wir Hochzeit halten!“

„So gefällt es mir!“ sagte der alte König, „so wollen wir es haben!“ Alle Leute riefen Hurra, die Wachtparade machte auf den Straßen Musik, die Glocken läuteten und die Kuchenweiber nahmen den schwarzen Flor von ihren Zuckerpuppen, denn nun herrschte überall Freude. Drei ganze gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf dem Markte aufgetragen, wovon sich ein jeder ein Stück abschneiden konnte. In den Wasserkünsten sprang der herrlichste Wein, und kaufte man sich beim Bäcker eine Dreierbretzel, so bekam man als Zugabe sechs große Wecken und die Wecken noch dazu mit Rosinen.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet und die Soldaten schossen mit Kanonen und die Knaben mit Knallerbsen und oben auf dem Schlosse wurde gegessen und getrunken, angestoßen und gesprungen, alle die vornehmen Herren und schönen Fräulein tanzten miteinander; weithin erschallte ihr Gesang:

„Hier ist zum lust'gen Hochzeitsreigen
Der schönsten Mädchen reicher Kranz.
Nun flink ihr Herrn, hört auf die Geigen,
Dreht hurtig, Mädchen, euch im Tanz.
Tanzet und stampfet im lustigen Tollen,
Solange die Schuhe nur halten wollen.“

Aber die Prinzessin war noch eine Hexe und hatte Johannes nicht lieb; das kam dem Reisekameraden in den Sinn, er gab Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und ein Fläschchen, das wenige Tropfen enthielt.

Darauf gab er ihm den Rat, er sollte ein mit Wasser gefülltes Faß vor das Bett der Prinzessin setzen lassen und derselben beim Einsteigen in das Bett einen kleinen Stoß versetzen, so daß sie in das Wasser fiele. Dreimal sollte er sie dann untertauchen, nachdem er vorher die Federn und Tropfen hineingetan hätte; dann würde der Zaubergeist von ihr weichen und sie ihm recht gut werden.

Johannes tat alles, was der Reisekamerad angeraten hatte. Die Prinzessin schrie laut auf, als sie unter das Wasser tauchte, und zappelte ihm als ein großer, kohlschwarzer Schwan mit sprühenden Augen unter den Händen. Als er zum zweiten Male aus dem Wasser auftauchte, war der Schwan weiß, mit Ausnahme eines einzigen schwarzen Ringes um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott und ließ den Vogel zum dritten Male vom Wasser überfluten, und in demselben Augenblicke verwandelte er sich in die schönste Prinzessin. Sie war noch hübscher als vorher und dankte ihm mit Tränen in ihren schönen Augen, daß er ihre Bezauberung gehoben hätte.

Am nächsten Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaate und da hatte des Glückwünschens kein Ende; zu allerletzt kam noch der Reisekamerad, er hatte seinen Stock in der Hand und den Ranzen auf dem Rücken. Johannes küßte ihn vielmals und sagte, er dürfe nicht fortreisen, er müßte bei ihm bleiben, denn er wäre ja die Ursache seines ganzen Glückes. Aber der Reisekamerad schüttelte mit dem Kopfe und sagte gar mild und freundlich: „Nein, nun ist meine Zeit um. Ich habe nur meine Schuld bezahlt. Kannst du dich des toten Mannes erinnern, dem die bösen Leute Leid zufügen wollten? Du gabst alles, was du besaßest, damit er im Grabe Ruhe finden könnte. Der Tote bin ich!“ Im selben Augenblicke war er verschwunden.

Die Hochzeitsfeier dauerte einen ganzen Monat; Johannes und die Prinzessin hatten einander herzlich lieb und der alte König verlebte viele frohe Tage und ließ ihre allerliebsten, kleinen Kinder auf seinen Knien reiten und mit seinem Szepter spielen; Johannes aber wurde König über das ganze Reich.

Weit hinaus im Meere ist das Wasser so blau wie die Blätter der prächtigsten Kornblume und so klar wie das reinste Glas, aber es ist außerordentlich tief, tiefer, als irgend ein Ankertau reicht; viele Kirchtürme müßten übereinander gestellt werden, um vom Grunde bis über das Wasser empor zu reichen. Dort wohnt das Meervolk.

Nun muß man aber nicht etwa glauben, daß dort der nackte, weiße Sandboden sei; o nein, da wachsen die wunderbarsten Bäume und Pflanzen, die im Stengel und in den Blättern so biegsam und geschmeidig sind, daß sie sich bei der geringsten Wasserströmung wie lebendige Wesen bewegen. Alle Fische, kleine und große, schlüpfen zwischen den Zweigen hindurch, gerade wie hier oben die Vögel in der Luft. An der allertiefsten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs; die Wände sind von Korallen und die hohen, spitzen Fenster von dem allerdurchsichtigsten Bernstein; das Dach besteht aus Muschelschalen, die sich nach der Strömung des Wassers öffnen und schließen. Das gewährt einen prachtvollen Anblick, denn in jeder liegen strahlende Perlen, schon eine einzige würde ein herrlicher Schmuck in der Krone einer Königin sein.

Der Meerkönig dort unten war seit vielen Jahren verwitwet, aber seine alte Mutter leitete den Haushalt. Sie war eine kluge Frau, jedoch sehr stolz auf ihren Adel, weshalb sie als Ordensschmuck zwölf Austern auf dem Schwanze trug, während sich andere Vornehme mit sechs begnügen mußten.

Sonst verdiente sie alles Lob, vorzüglich weil sie die größte Sorgsamkeit und Liebe für die kleinen Meerprinzessinnen, ihre Enkelinnen, an den Tag legte. Es waren sechs bildschöne Kinder, aber die jüngste war doch die schönste von allen, ihre Haut war so durchsichtig und fein wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie das tiefste Meer, aber wie alle die andern hatte sie keine Füße, der Körper ging in einen Fischschwanz aus.

Den ganzen lieben Tag konnte sie unten im Schlosse in den großen Sälen spielen, wo lebendige Blumen aus den Wänden hervorwuchsen. Die großen Bernsteinfenster wurden geöffnet und dann schwammen die Fische zu ihnen herein, gerade wie bei uns die Schwalben hereinfliegen, wenn wir die Fenster aufmachen. Allein die Fische schwammen zu den kleinen Prinzessinnen hin, fraßen ihnen aus der Hand und ließen sich streicheln.

Draußen vor dem Schlosse war ein großer Garten mit feuerroten und dunkelblauen Bäumen, die Früchte strahlten wie Gold und die Blumen wie glühendes Feuer, während sich Stengel und Blätter unaufhörlich bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau wie eine Schwefelflamme. Über dem Ganzen ruhte ein eigentümlicher blauer Schimmer. Eher hätte man vermuten können, man stände hoch droben in der Luft und hätte nur Himmel über und unter sich, als daß man sich auf dem Meeresgrunde befände. Bei Windstille konnte man die Sonne gewahren, die wie eine Purpurblume aussah, aus deren Kelch alles Licht ausströmte.

Jede der kleinen Prinzessinnen hatte ihr besonderes Plätzchen im Garten, wo sie nach Herzenslust und eigenem Gutdünken graben und pflanzen konnte. Die eine gab ihrem Blumenbeete die Gestalt eines Walfisches; eine andere zog es vor, daß das ihrige einem Meerweibchen gliche; aber die jüngste machte das ihrige rund wie die Sonne und hatte nur Blumen, die rot wie diese schimmerten. Sie war überhaupt ein eigentümliches Kind, still und sinnend, und als die andern Schwestern sich mit den merkwürdigen Sachen putzten, welche sie aus gestrandeten Schiffen erhalten hatten, wollte sie außer den roten Blumen, die der Sonne da droben glichen, nur eine Bildsäule haben, die einen wunderhübschen Knaben darstellte. Sie war aus weißem Marmor gehauen und beim Stranden auf den Meeresgrund gesunken.

Sie pflanzte neben die Bildsäule eine rosenrote Trauerweide; sie wuchs herrlich und hing mit ihren frischen Zweigen weit über dieselbe hinweg bis auf den blauen Sandboden hinunter, wo der Schatten violett erschien und sich wie die Zweige unablässig bewegte. Es sah aus, als ob der Wipfel und die Wurzeln miteinander spielten und sich küßten.

Keine größere Freude gab es für sie, als von der Menschenwelt dort droben zu hören. Die alte Großmutter mußte alles, was sie von Schiffen und Städten, Menschen und Tieren wußte, erzählen. Am wunderbarsten und herrlichsten erschien es ihr aber, daß die Blumen oben auf der Erde dufteten, was sie auf dem Meeresgrunde nicht taten, und daß die Wälder grün wären und die Fische, welche sich dort zwischen den Zweigen blicken ließen, so laut und lieblich singen könnten, daß es eine Lust wäre. Es waren die kleinen Vögel, welche die Großmutter Fische nannte, denn sonst konnte sie sich ihren Enkelinnen, da dieselben noch keinen Vogel gesehen hatten, nicht verständlich machen.

„Sobald ihr euer fünfzehntes Jahr erreicht habt," sagte die Großmutter, „werdet ihr Erlaubnis bekommen, aus dem Meere emporzutauchen, im Mondenscheine auf den Klippen zu sitzen und die großen Schiffe euch anzusehen, die vorbeisegeln; Wälder und Städte werdet ihr erblicken!"

Im nächsten Jahr wurde die eine der Schwestern fünfzehn Jahre, aber die andern — ja da war die eine immer ein Jahr jünger als die andere, so daß der jüngsten noch volle fünf Jahre fehlten, ehe sie vom Meeresgrunde aufsteigen und sehen durfte, wie es bei uns aussieht. Aber die eine gelobte der andern, ihr zu erzählen, was sie erblickt und ihr am ersten Tage am herrlichsten gefallen hätte; denn ihre Großmutter erzählte ihnen lange nicht genug, es gab noch so vieles, worüber sie gern Aufschluß gehabt hätten.

Keine aber war so voller Sehnsucht wie die Jüngste, gerade sie, die noch am längsten zu warten hatte und die so still und gedankenvoll war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster und schaute empor durch das dunkelblaue Wasser, wie die Fische mit ihren Flossen und Schwänzen dasselbe peitschten. Mond und Sterne konnte sie sehen; allerdings schienen sie ganz bleich, sahen aber dafür durch das Wasser ungleich größer aus als vor unsern Augen.

Glitt dann etwas unter ihnen wie eine schwarze Wolke hin, so wußte sie, daß es entweder ein Walfisch war, der über ihr schwamm oder auch ein Schiff mit vielen Menschen. Sie dachten schwerlich daran, daß ein schönes Meerweibchen auf dem Grunde stünde und seine weißen Hände gegen den Kiel emporstreckte.

Nun war die älteste Prinzessin fünfzehn Jahre alt und durfte über den Meeresspiegel emporsteigen.

Als sie zurückkam, hatte sie hunderterlei Dinge zu erzählen; das Schönste aber, sagte sie, wäre doch im Mondenschein auf einer Sandbank an der ruhigen See zu liegen und die unmittelbar an der Küste gelegene große Stadt zu betrachten, wo die Lichter wie Hunderte von Sternen funkelten, die Musik und den Lärm und das Geräusch von Wagen und Menschen zu hören, die vielen Kirchtürme und Türmchen zu sehen und auf das Glockengeläute zu lauschen. Gerade weil die Jüngste noch nicht hinaufkommen konnte, war sie am meisten von Sehnsucht nach all diesem erfüllt.

Mit welcher Aufmerksamkeit lauschte sie auf diese Erzählungen, und wenn sie später des Abends am offenen Fenster stand und durch das dunkelblaue Wasser emporschaute, waren ihre Gedanken nur auf die große Stadt mit all dem Lärm und Geräusch gerichtet, und dann kam es ihr vor, als hörte sie das Läuten der Kirchenglocken bis zu sich herunter tönen.

Ein Jahr darauf erhielt die andere Schwester Erlaubnis, durch das Wasser emporzusteigen und zu schwimmen, wohin sie wollte. Gerade bei Sonnenuntergang tauchte sie auf und dieser Anblick war ihrer Ansicht nach das Schönste. Der ganze Himmel hätte wie Gold ausgesehen, sagte sie, und die Wolken, ja deren Pracht könnte sie nicht genug beschreiben! Rot und veilchenblau wären sie über ihr dahingesegelt, aber weit geschwinder als sie flog gleich einem langen, weißen Schleier ein Zug wilder Schwäne über das Wasser hin, der scheidenden Sonne nach. Sie schwammen ihr entgegen, diese aber sank und der Rosenschimmer erlosch auf dem Meeresspiegel und den Wolken.

Im nächsten Jahr stieg die dritte Schwester hinauf; sie war die beherzteste und schwamm einen Fluß aufwärts, der sich in das Meer ergoß.

Herrliche grüne Hügel, mit Weinreben bedeckt, erblickte sie; stolze Schlösser und geräumige Meierhöfe schauten durch prächtige Wälder hervor. Sie hörte, wie alle Vögel sangen, und die Sonne schien so warm, daß sie oftmals untertauchen mußte, um ihr brennendheißes Antlitz zu kühlen. In einer kleinen Bucht traf sie einen ganzen Schwarm niedlicher Menschenkinder; ganz nackt liefen sie umher und plätscherten im Wasser. Sie wollte mit ihnen spielen, aber erschrocken liefen sie fort und da kam ein kleines schwarzes Tier, das war ein Hund, aber sie hatte vorher nie einen Hund gesehen; der bellte sie so wütend an, daß ihr ganz ängstlich zumute wurde und sie wieder die offene See aufsuchte. Aber nimmer konnte sie die prächtigen Wälder, die grünen Hügel und die kleinen Kinder vergessen, die schwimmen konnten, obgleich sie keinen Fischschwanz hatten.

Die vierte Schwester war nicht so mutig, sie blieb draußen mitten auf dem wilden Meere und erzählte, daß es gerade dort am schönsten wäre. Man könnte viele Meilen rings umher überschauen und der Himmel stände wie eine Glasglocke darüber. Schiffe hatte sie gesehen, aber nur weit entfernt, sie sahen wie Strandmöven aus; die drolligen Delphine hatten Purzelbäume geschlagen und die großen Walfische Wasser aus ihren Nasenlöchern in die Höhe gespritzt, daß es ausgesehen hätte wie Hunderte von Wasserkünsten rings umher.

Nun kam die fünfte Schwester an die Reihe. Ihr Geburtstag war gerade mitten im Winter und deshalb sah sie, was die andern das erste Mal nicht gesehen hatten. Die See nahm sich ganz grün aus und rings umher schwammen da große Eisberge, von denen ihrer Erzählung nach jeder wie eine Perle aussah und doch weit größer war als die Kirchtürme, welche die Menschen bauen. In den merkwürdigsten Gestalten zeigten sie sich und schimmerten wie Diamanten. Sie hatte sich auf einen der größten gesetzt und alle Segler kreuzten erschrocken draußen herum, wo sie saß und den Wind mit ihrem langen Haare spielen ließ. Allein gegen Abend überzog sich der Himmel mit Wolken, es blitzte und donnerte, während die schwarze See die großen Eisblöcke hoch in die Höhe hob und sie bei Wetterleuchten erglänzen ließ. Auf allen Schiffen zog man die Segel ein, da war eine Angst, ein Entsetzen,

sie aber saß ruhig auf ihrem schwimmenden Eisberge und sah, wie die blauen Blitzstrahlen im Zickzack in die weißschäumende See hinunterfuhren.

Sobald eine der Schwestern zum ersten Male über das Wasser kam, war eine jede über das Neue und Schöne, das sie wahrnahm, entzückt; da sie jetzt aber als erwachsene Mädchen die Erlaubnis hatten, nach eigenem Belieben emporzusteigen, wurde es ihnen gleichgültig, sie sehnten sich wieder nach der Heimat und nach Verlauf eines Monats sagten sie, daß es bei ihnen da unten doch am allerschönsten wäre zu Hause.

In mancher Abendstunde schlangen die fünf Schwestern die Arme umeinander und stiegen in einer Reihe über das Wasser empor. Herrliche Stimmen hatten sie, schöner als irgend ein Menschenkind, und wenn ein Sturm heraufzog, so daß sie vermuten durften, es würden Schiffe untergehen, dann schwammen sie vor den Schiffen her und sangen lieblich von den Schönheiten auf dem Meeresgrunde und baten die Seeleute, sich nicht zu fürchten, dort hinunterzukommen. Diese konnten aber die Worte nicht verstehen, sie dachten, es wäre der Sturm, und sie bekamen auch die Herrlichkeiten da unten nicht zu sehen, denn wenn ein Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen nur als Leichen zu dem Schlosse des Meerkönigs.

Wenn am Abend die Schwestern so Arm in Arm durch das Meer hoch emporstiegen, dann blieb die kleine Schwester ganz allein zurück und schaute ihnen nach und es war ihr, als ob sie weinen müßte, aber ein Meerweib hat keine Tränen und so leidet es ungleich mehr.

„Ach, wäre ich doch erst fünfzehn Jahre!" sagte sie, „ich weiß, daß gerade ich die Welt dort oben und die Menschen, die darauf bauen und wohnen, recht lieb haben werde!"

Endlich war sie fünfzehn Jahre alt.

„Sieh, nun bist du uns entwachsen," sagte die Großmutter, die alte Königin-Witwe. „Komm nun und laß dich schmücken wie deine anderen Schwestern!" Nun setzte sie ihr einen Kranz von weißen Lilien auf das Haar, aber jedes Blumenblatt war die Hälfte einer Perle; und die alte Mutter ließ acht große Austern sich im Schwanze der Prinzessin festklemmen, um ihren hohen Stand kundzutun.

„Das tut weh!“ sagte das Meerweibchen.

„Ja, Hoffart will Zwang haben!“ sagte die Großmutter.

O, sie würde gern auf all diese Pracht verzichtet und den schweren Kranz abgelegt haben! Ihre roten Gartenblumen kleideten sie ungleich besser, aber das half nun weiter nichts. „Lebewohl!“ sagte sie und stieg leicht und klar durch das Wasser empor.

Eben war die Sonne untergegangen, als sie den Kopf über den Meeresspiegel erhob, aber alle Wolken schimmerten noch wie Rosen und Gold und mitten in der blaßroten Luft strahlte der Abendstern hell und herrlich, die Luft war mild und frisch und kein Windhauch kräuselte das Meer. Dort lag ein großer Dreimaster, nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn kein Lüftchen rührte sich, und rings umher saßen im Tauwerk und auf dem Topmast Matrosen. Da war Musik und Gesang, und als die Dunkelheit des Abends zunahm, wurden Hunderte von farbigen Laternen angezündet; sie sahen aus, als ob die Flaggen aller Nationen in der Luft wehten. Das Meerweibchen schwamm bis an das Kajütenfenster und jedesmal, wenn das Wasser sie emporhob, konnte sie durch die spiegelhellen Fensterscheiben hineinschauen, wo viele geputzte Menschen standen, aber der Schönste war doch der junge Prinz mit den großen, schwarzen Augen. Er war gewiß nicht viel über sechzehn Jahre alt, sein Geburtstag wurde gerade gefeiert und deshalb herrschte all diese Pracht. Die Matrosen tanzten auf dem Verdecke, und als der Prinz zu ihnen hinaustrat, stiegen über hundert Raketen in die Luft empor. Sie leuchteten wie der helle Tag, so daß das Meerweibchen aus Furcht unter das Wasser tauchte. Aber sie streckte den Kopf bald wieder hervor, und da war es ihr, als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herniederfielen. Nie hatte sie ein solches Feuerwerk gesehen. Große Sonnen drehten sich zischend im Kreise, prächtige Feuerfische schwangen sich in die blaue Luft empor und von allem zeigte sich ein flimmernder Widerschein in der klaren, stillen See. Auf dem Schiffe selbst war es so hell, daß man auch das kleinste Tau bemerken konnte. Wie schön der junge Prinz doch war, und er drückte den Leuten die Hände unter freundlichem Lächeln, während die Musik durch die herrliche Nacht erklang.

Es wurde spät, aber das Meerweibchen konnte die Augen nicht von dem Schiffe und dem schönen Prinzen abwenden. Die farbigen Laternen erloschen, die Raketen stiegen nicht mehr in die Luft, keine Kanonenschüsse donnerten mehr, aber tief unten im Meere summte und brummte es. Mittlerweile saß das Meerweibchen auf dem Wasser und schaukelte auf und nieder, so daß es in die Kajüte hineinschauen konnte. Aber hurtiger schoß das Schiff durch die Wellen, ein Segel nach dem andern breitete sich aus, stärker schlugen die Wogen, ein schwarzes Gewölk zog sich zusammen, es wetterleuchtete in der Ferne. O, ein entsetzliches Unwetter sollte losbrechen! Deshalb refften die Matrosen die Segel ein. Das große Schiff schaukelte in fliegender Fahrt auf der wilden See; großen schwarzen Bergen gleich schäumte das Wasser empor, welches sich über die Masten zu wälzen drohte, aber das Schiff tauchte wie ein Schwan zwischen den hohen Wogen hinunter und ließ sich wieder auf die aufgetürmten Wasser heben. Dem Meerweibchen kam es gerade wie eine Lustfahrt vor, aber als eine solche betrachteten es die Seeleute nicht, das Schiff stöhnte und krachte, die dicken Planken bogen sich bei den heftigen Stößen, die die See gegen das Schiff führte, der Hauptmast brach mitten durch, als wenn er ein Rohr wäre, und das Schiff legte sich auf die Seite, während das Wasser in den Raum eindrang. Nun sah das Meerweibchen, daß die Seeleute in Gefahr schwebten, es mußte sich selbst vor den Balken und Schiffstrümmern, die auf dem Wasser trieben, in acht nehmen. Einen Augenblick war es so stockfinster, daß es nicht das Geringste wahrnehmen konnte; wenn es dann aber blitzte, wurde es wieder so hell, daß das Meerweibchen alle auf dem Schiffe erkannte. Jeder tummelte sich, so gut er konnte. Vorzüglich schaute es sich nach dem jungen Prinzen um und sah ihn, als das Schiff barst, in die tiefe See versinken. Im ersten Augenblicke war es sehr froh, denn nun kam er zu ihm hinunter; dann aber fiel ihm ein, daß ja die Menschen im Wasser nicht leben können und daß er also nur tot zum Schlosse des Meereskönigs gelangen könnte. Nein, sterben durfte er nicht! Deshalb schwamm die kleine Seejungfrau zwischen den Balken und Planken, die auf dem Meere trieben, hindurch, vergaß völlig die eigene Gefahr, tauchte tief unter das Wasser und stieg dann wieder hoch zwischen den Wogen hervor.

Zuletzt erreichte sie den Prinzen, der kaum noch länger in der erregten See schwimmen konnte. Seine Arme und Beine begannen zu ermatten, die schönen Augen schlossen sich, er hätte sterben müssen, wäre sie nicht hinzugekommen. Sie hielt seinen Kopf über dem Wasser empor und ließ sich dann mit ihm von den Wogen treiben, wohin sie wollten.

Gegen Morgen war das Unwetter vorüber. Vom Schiffe war auch nicht ein Span mehr zu sehen. Rot und glühend erhob sich die Sonne aus dem Wasser; es war gerade, als ob des Prinzen Wangen dadurch Leben bekämen, doch blieben seine Augen geschlossen. Das Meerweibchen küßte seine hohe, schöne Stirn und strich sein nasses Haar zurück. Es kam ihm fast vor, als gliche er dem Marmorbilde dort unten in dem kleinen Garten. Es küßte ihn wieder und wieder und wünschte, er möchte doch leben bleiben.

Nun tauchte das feste Land auf, hohe, blaue Berge, auf deren Gipfeln der weiße Schnee flimmerte, als wären es Schwäne, die dort lägen. Unten an der Küste waren prächtige grüne Wälder und im Vordergrunde lag eine Kirche oder ein Kloster, man konnte es noch nicht recht unterscheiden, aber ein Gebäude war es. Zitronen- und Apfelsinenbäume wuchsen da im Garten und vor dem Eingang standen hohe Palmbäume. Das Meer bildete hier eine kleine Bucht, in der das Wasser ganz still, aber sehr tief war, und welche von einer Klippe begrenzt wurde, wo der feine weiße Sand angespült war. Hieher schwamm die kleine Seejungfrau mit dem schönen Prinzen, legte ihn in den Sand und trug dabei hauptsächlich Sorge, daß sein Haupt hoch im warmen Sonnenscheine lag.

Da läuteten die Glocken in dem großen, weißen Gebäude und darauf wandelten viele junge Mädchen durch den Garten. Da schwamm das Meerweibchen weiter hinaus hinter einige hohe Steine, die aus dem Wasser hervorragten, bedeckte Haar und Busen mit Schaum des Meeres, so daß niemand sein liebliches Gesicht bemerken konnte, und gab nun acht, wer zu dem armen Prinzen kommen würde.

Es währte nicht lange, bis ein Mädchen dorthin kam. Es erschrak, wie es schien, heftig, aber nur einen Augenblick, dann holte es mehrere Menschen, und das Meerweibchen sah, daß der Prinz wieder zu sich kam

und alle rings umher anlächelte, aber zu seiner Retterin lächelte er nicht hinaus, er wußte ja auch nicht, daß er ihr das Leben zu verdanken hatte. Sie fühlte sich so betrübt, daß sie, als er in das große Gebäude geführt wurde, traurig unter das Wasser tauchte und zum Schlosse ihres Vaters zurückkehrte. Sie war immer still und sinnend gewesen, aber nun wurde sie es noch mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erstemal dort oben gesehen hätte, aber sie erzählte ihnen nichts.

Manchen Abend und Morgen stieg sie zu der Stelle empor, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie die Früchte des Gartens reiften und abgepflückt wurden, sie sah, wie der Schnee auf den hohen Bergen schmolz, aber den Prinzen sah sie nicht, und immer trauriger kehrte sie deshalb wieder heim. Ihr einziger Trost war es, in ihrem Gärtchen zu sitzen und ihre Arme um das schöne Marmorbild zu schlingen, welches dem Prinzen ähnelte, aber ihre Blumen pflegte sie nicht, sie wuchsen wie in einer Wildnis über die Steige hinaus und ihre langen Stengel und Blätter verflochten sich mit den Zweigen der Bäume, so daß es dort ganz dunkel war.

Endlich konnte sie es nicht länger aushalten, sondern erzählte es einer ihrer Schwestern und da erfuhren es gleich alle andern, aber beileibe niemand weiter als diese und ein paar andere Meerweibchen, die es aber nur ihren nächsten Freundinnen erzählten. Eine von ihnen konnte über den Prinzen Auskunft geben, sie hatte auch die Geburtstagsfeier auf dem Schiffe mit angesehen, wußte, woher er war und wo sein Königreich lag.

„Komm, Schwesterchen!“ sagten die andern Prinzessinnen, und einander die Arme um die Schultern schlingend, stiegen sie in langer Reihe aus dem Meere empor, dort wo das Schloß des Prinzen lag.

Dieses war aus einer hellgelben, glänzenden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, deren eine in das Meer hinabführte. Prächtige vergoldete Kuppeln erhoben sich und zwischen den Säulen, welche das Gebäude umgaben, standen Marmorbilder, die wie lebende Wesen aussahen.

Durch hohe Fenster sah man in die prächtigsten Säle hinein, wo kostbare Vorhänge und Tapeten aufgehängt und alle Wände mit Gemälden geschmückt waren, daß es eine Lust war, das alles anzuschauen. Mitten in dem größten Saale plätscherte ein hoher Springbrunnen, seine Strahlen erhoben sich bis zur Glaskuppel an der Decke, durch welche die Sonne auf das Wasser und die schönen Pflanzen herabschien, die in dem großen Becken wuchsen.

Nun wußte sie, wo er wohnte, und dort zeigte sie sich manchen Abend und manche Nacht auf dem Wasser; sie schwamm weit näher an das Land heran, als irgend eine andere gewagt hatte, ja sie ging den schmalen Kanal ganz hinauf, bis unter den prächtigen Marmoraltan, der einen langen Schatten über das Wasser warf. Hier saß sie und betrachtete den jungen Prinzen, der allein in dem klaren Mondenschein zu weilen glaubte.

Sie sah ihn manchen Abend in seinem prächtigen, mit Flaggen geschmückten Boote unter Musik dahinsegeln; sie schaute zwischen dem grünen Schilf hervor, und wenn der Wind ihren langen, silberweißen Schleier erfaßte und es jemand sah, so dachte er, es wäre ein Schwan, der die Flügel ausbreitete.

Sie hörte manche Nacht, wenn die Fischer bei Fackelschein auf der See fischten, daß sie viel Gutes von dem jungen Prinzen erzählten, und es freute sie, daß sie ihm das Leben gerettet hatte.

Mehr und mehr begann sie die Menschen zu lieben, mehr und mehr wünschte sie zu ihnen emporsteigen und unter ihnen wandeln zu dürfen, deren Welt ihr weit größer als die ihrige zu sein schien. Sie konnten ja auf Schiffen über das Meer fliegen, auf den hohen Bergen hoch über die Wolken emporsteigen und die Länder, welche sie besaßen, erstreckten sich mit ihren Wäldern und Feldern weiter, als sie zu überblicken vermochte. Da war so vieles, was sie zu wissen wünschte, doch waren die Schwestern nicht imstande, ihr auf alles Antwort zu geben, weshalb sie die alte Großmutter danach fragte, die die höhere Welt, die Länder über dem Meere, gar wohl kannte.

„Wenn die Menschen nicht ertrinken," fragte das Meerweibchen, „können sie dann ewig leben, sterben sie nicht wie wir hier unten auf dem Meeresgrunde?"

„O ja," sagte die Alte, „sie müssen ebenfalls sterben und ihre Lebenszeit ist sogar noch kürzer als die unsrige. Wir können dreihundert Jahre alt werden, aber wenn wir zu sein aufhören, verwandeln wir uns nur in Schaum und haben hier unten nicht einmal ein Grab unter unseren Lieben. Wir haben keine unsterbliche Seele, werden nie mehr zum Leben erweckt, wir gleichen dem grünen Schilf, das, einmal abgeschnitten, nie wieder grünen kann! Die Menschen dagegen haben eine Seele, die ewig lebt, lebt, nachdem der Körper wieder zu Erde geworden. Sie schwingt sich durch den Äther empor, hinauf zu all den glänzenden Sternen! Gerade wie wir aus dem Meere emportauchen und der Menschen Länder schauen, so erheben auch sie sich zu unbekannten herrlichen Stätten, die wir nie zu sehen bekommen."

„Weshalb erhielten wir keine unsterbliche Seele?" fragte betrübt das Meerweibchen. „Gern wollte ich alle meine Hunderte von Jahren, die ich zu leben habe, dahingeben, um nur einen Tag Mensch zu sein und dann an der himmlischen Welt Anteil zu erhalten!"

„Daran darfst du nicht denken!" sagte die Alte, „wir haben es viel glücklicher und besser als die Menschen da droben!"

„Ich werde also sterben und als Schaum auf dem Meere dahinfließen, werde der Wogen Musik nicht mehr hören, die schönen Blumen und die rote Sonne nicht mehr sehen! Kann ich denn gar nichts tun, um eine ewige Seele zu gewinnen?"

„Nein!" sagte die Alte, „nur wenn dich ein Mensch so lieb gewönne, daß du ihm mehr als Vater und Mutter wärest, wenn er mit all seinen Gedanken und seiner Liebe an dir hinge und begehrte, daß der Geistliche seine rechte Hand in die deinige legte mit dem Gelübde der Treue hier und in alle Ewigkeit, dann flösse seine Seele in deinen Körper über und auch du erhieltest Anteil an dem Glücke der Menschen. Er gäbe dir Seele und behielte doch seine eigene. Aber das kann nie geschehen! Was hier im Meere für schön gilt, dein Fischschwanz, finden sie auf der Erde häßlich!

Es fehlt ihnen nun einmal das richtige Verständnis dafür, dort muß man ein paar unbeholfene Säulen haben, die sie Beine nennen, um für schön zu gelten!"

Da seufzte das Meerweibchen und sah betrübt auf seinen Fischschwanz.

„Laß uns fröhlich sein!" sagte die Alte, „hüpfen und springen wollen wir in den uns vergönnten dreihundert Jahren, das ist fürwahr hinlängliche Zeit, nachher kann man um so unbekümmerter ausruhen. Heute Abend werden wir Hofball haben!"

Es war auch eine Pracht, wie man sie auf Erden nie erblickt. Wände und Decke des großen Tanzsaales waren von dickem, aber durchsichtigem Glase. Mehrere hundert kolossale Muschelschalen, rosenrote und grasgrüne, standen reihenweise an jeder Seite mit einer blau brennenden Flamme, die den ganzen Saal erleuchtete und selbst durch die Wände hindurchschien, so daß die See rings umher in einem Lichtmeere schwamm. Man konnte alle die unzähligen Fische, große und kleine, wahrnehmen, wie sie auf die Glasmauern zuschwammen; auf einigen blinkten purpurrote Schuppen, auf andern glänzten sie goldig und silbern.

Mitten durch den Saal floß ein breiter, sanft dahinrieselnder Strom und auf diesem tanzten die Meermänner und Meerweibchen nach ihrem eigenen lieblichen Gesange. So schöne Stimmen haben die Menschen auf Erden nicht. Die jüngste Prinzessin sang am schönsten von allen, man klatschte ihr Beifall und für einen Augenblick fühlte sie Freude in ihrem Herzen, denn sie wußte, daß sie die schönste Stimme von allen auf Erden und im Meere hatte. Aber bald begann sie wieder der Welt über sich zu gedenken. Sie konnte den schönen Prinzen und ihren Schmerz, keine unsterbliche Seele, wie er, zu besitzen, nicht vergessen. Deshalb schlich sie sich aus dem Schlosse ihres Vaters hinaus, und während drinnen alles Gesang und Jubel war, saß sie betrübt in ihrem Gärtchen. Da hörte sie plötzlich ein Waldhorn durch das Wasser zu ihr herniedertönen und sie dachte: „Jetzt segelt er gewiß dort oben, er, den ich mehr als Vater und Mutter liebe, er, an dem ich mit allen Gedanken hänge und in dessen Hand ich gar so gern mein Lebensglück legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen!

Während meine Schwestern im Schlosse meines Vaters tanzen, will ich zur Meerhexe gehen. Bisher habe ich immer ein Grausen vor ihr gehabt, aber vielleicht kann sie mir Rat und Hilfe gewähren."

Nun trat die Prinzessin aus ihrem Garten hinaus und eilte zu dem brausenden Strudel, hinter welchem die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie nie zuvor betreten; hier wuchs keine Blume, kein Seegras, nur der nackte graue Sandboden erstreckte sich bis zu dem Strudel, wo das Wasser schäumend wirbelte und alles, was er ergriff, mit sich in die Tiefe hinunterriß. Mitten zwischen diesen alles zerschmetternden Wirbeln mußte sie hindurchschreiten, um das Gebiet der Meerhexe zu erreichen, und hier gab es eine große Strecke lang keinen andern Weg als über warmen, schwankenden Schlamm, den die Hexe ihren Torfmoor nannte. Dahinter lag ihr Haus mitten in einem seltsamen Walde. Alle Bäume und Büsche waren Polypen, halb Tier und halb Pflanze, sie sahen aus wie hundertköpfige Schlangen, die aus der Erde hervorwuchsen; alle Zweige waren lange, schlammige Arme, mit Fingern gleich gelenkigen Würmern, und Glied für Glied bewegte sich von der Wurzel bis zum äußersten Gipfel. Alles, was sie im Meere ergreifen konnten, umschlangen sie unlösbar und ließen es nie wieder los. Die kleine Prinzessin blieb erschrocken vor diesem Walde stehen; ihr Herz klopfte vor Angst; beinahe wäre sie umgekehrt, aber da dachte sie an den Prinzen und die zu gewinnende Menschenseele und faßte wieder Mut. Ihr langes, frei hinabwallendes Haar band sie fest um den Kopf, damit sie die Polypen nicht daran ergreifen konnten, beide Hände kreuzte sie über die Brust und eilte dann vorwärts, wie der Fisch nur immer durch das Wasser schießen kann, zwischen den widrigen Polypen hindurch, die ihre gelenkigen Arme und Finger hinter ihr herstreckten. Sie bemerkte, wie jeder von ihnen einen Gegenstand, den er ergriffen hatte, mit Hunderten von kleinen Armen, wie mit starken Eisenbanden, gepackt hielt. Menschen, die in der See umgekommen und hinabgesunken waren, schauten als weiße Gerippe aus den Armen der Polypen hervor. Schiffsruder und Kisten hielten sie umklammert, Gerippe von Landtieren, und was ihr fast das Schrecklichste war, ein Meerweibchen, welches sie gefangen und erstickt hatten.

Nun kam sie zu einem großen, fast überall mit Schleim überzogenen Platz im Walde, wo große, fette Wasserschlangen sich ringelten und ihren garstigen weißgelben Bauch zeigten. Mitten auf dem Platze war ein Haus aus den weißen Knochen schiffbrüchiger Menschen errichtet; dort saß die Meerhexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde fressen, wie die Menschen ein Kanarienvögelchen Zucker naschen lassen. Die häßlichen fetten Wasserschlangen nannte sie ihre niedlichen Küchelchen und ließ dieselben sich auf ihrem großen, schwammigen Busen umherwälzen.

„Ich weiß schon, was du willst!" sagte die Meerhexe, „dumm genug! Indes sollst du deinen Willen bekommen, denn er wird dich ins Unglück stürzen, mein holdesPrinzeßchen. Du möchtest deinen Fischschwanz los werden und dafür zwei Stummel wie die Menschen zum Gehen haben, damit sich der junge Prinz in dich verliebt und du ihn und eine unsterbliche Seele erhalten kannst!" Dabei lachte die Hexe so laut und häßlich, daß die Kröte und die Schlangen auf die Erde fielen und sich dort umherwälzten. „Du konntest zu keiner bessern Zeit eintreffen. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr verstrichen ist. Ich werde dir einen Trank kochen, mit dem du noch vor Sonnenaufgang an das Land schwimmen, dich an das Ufer setzen und ihn austrinken mußt; dann schrumpft dein Schwanz zu dem zusammen, was die Menschen niedliche Beine nennen, aber es tut wehe, es ist, als wenn ein scharfes Schwert dich durchbohrte. Alle, die dich erblicken, werden sagen, du seist das schönste Menschenkind, welches sie gesehen! Du behältst deinen schwebenden Gang, keine Tänzerin kann einherschweben wie du, aber bei jedem Schritt, den du tust, ist es, als ob du auf ein scharfes Messer träteste, daß dein Blut fließen möchte. Willst du dies alles aushalten, dann will ich dir helfen!"

„Ja!" sagte das Meerweibchen mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und die zu gewinnende Seele.

„Aber merk' wohl," sagte die Hexe, „wenn du einmal menschliche Gestalt erhalten hast, kann du nie wieder ein Meerweib werden! Du kannst nie wieder durch das Wasser zu deinen Schwestern und dem Schlosse deines Vaters hinuntersteigen, und gewinnst du nicht die volle Liebe des Prinzen

so daß er Vater und Mutter um deinetwillen vergißt, mit all seinen Sinnen an dir hängt und dem Geistlichen befiehlt, daß er eure Hände ineinander lege, so daß ihr Mann und Frau werdet, dann bekommst du keine unsterbliche Seele! Am Morgen nach seiner Verheiratung mit einer andern wird dir das Herz brechen und du wirst zu Schaum auf dem Wasser."

„Ich will es!" sagte das Meerweibchen und war bleich wie der Tod.

„Du mußt mich aber auch bezahlen!" sagte die Hexe, „und es ist nicht wenig, was ich verlange. Du hast die schönste Stimme von allen hier unten auf dem Meeresboden, mit der hoffst du ihn zu bezaubern, aber die Stimme mußt du mir geben. Das Beste, was du besitzest, will ich für meinen köstlichen Trank! Mein eigen Blut muß ich ja dazu geben, damit der Trank scharf wird wie ein zweischneidig Schwert!"

„Aber wenn du mir meine Stimme nimmst," sagte das Meerweibchen, „was behalte ich denn übrig?"

„Deine schöne Gestalt," sagte die Hexe, „deinen schwebenden Gang und deine sprechenden Augen, womit du schon ein Menschenherz betören kannst. Nun, hast du den Mut verloren? Streck deine kleine Zunge heraus, dann schneide ich sie für meine Bemühung ab und du bekommst den kräftigen Trank!"

„Es geschehe!" sagte das Meerweibchen und die Hexe setzte den Kessel auf, um den Zaubertrank zu kochen. „Reinlichkeit ist das halbe Leben!" sagte sie und scheuerte den Kessel mit den Schlangen aus, die sie in einen Knoten gebunden hatte. Nun ritzte sie sich selber die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineintröpfeln. Der Dampf bildete die seltsamsten Gestalten, so daß einem angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick tat die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als es recht kochte, war es gerade als wenn ein Krokodil weinte. Endlich war der Trank fertig; er sah aus wie das klarste Wasser.

„Da hast du ihn!" sagte die Hexe und schnitt dem Meerweibchen die Zunge ab; das war nun stumm, konnte weder singen noch sprechen.

„Falls dich die Polypen ergreifen sollten, wenn du wieder durch meinen Wald zurückkehrst," sagte die Hexe, „so besprenge sie nur mit einem einzigen

Tropfen dieses Trankes, dann zerspringen ihre Arme und Finger in tausend Stücke!" Aber das hatte die Prinzessin nicht nötig, die Polypen zogen sich erschreckt vor ihr zurück, als sie den funkelnden Trank sahen, der in ihrer Hand wie ein strahlender Stern leuchtete. So kam sie bald durch den Wald, den Moor und den Strudel.

Sie konnte das Schloß ihres Vaters erblicken; die Fackeln im großen Tanzsaale waren erloschen; sie schliefen drinnen sicher schon alle, aber sie wagte gleichwohl nicht, sie aufzusuchen, jetzt, da sie stumm war und auf immer von ihnen scheiden wollte. Es war, als ob ihr das Herz vor Trauer brechen sollte. Sie schlich sich in den Garten hinein, brach eine Blume von jedem Beete ihrer Schwestern, warf dem Schlosse Tausende von Kußfingern zu und stieg durch die dunkelblaue See empor.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie das Schloß des Prinzen gewahrte und die prächtige Marmortreppe hinaufschritt. Der Mond schien wunderbar klar. Die kleine Seejungfrau trank den brennend scharfen Trank, und es war, als ob ein zweischneidig Schwert ihren feinen Körper durchdrang, sie verlor die Besinnung und lag wie tot da. Als die Sonne über die See hin schien, erwachte sie und fühlte einen heftigen Schmerz, aber dicht vor ihr stand der holde junge Prinz, der seine kohlschwarzen Augen auf sie heftete, so daß sie die ihrigen niederschlagen mußte, wobei sie bemerkte, daß ihr Fischschwanz verschwunden war und sie die niedlichsten, kleinen weißen Beinchen hatte, die ein hübsches Mädchen nur haben kann. Sie war aber ganz nackend, weshalb sie sich in ihr langes Haar einhüllte. Der Prinz fragte, wer sie wäre und wie sie hieher gekommen, und sie sah ihn mit ihren dunkelblauen Augen gar mild und doch auch so traurig an, denn sprechen konnte sie ja nicht. Da nahm er sie bei der Hand und führte sie in das Schloß. Bei jedem Schritt, den sie tat, war es ihr, wie ja die Hexe vorausgesagt hatte, als wenn sie auf spitze Nadeln und scharfe Messer träte, aber das ertrug sie gern. An der Hand des Prinzen stieg sie leicht die Treppe hinauf und er sowohl wie alle andern bewunderten ihren anmutigen schwebenden Gang.

Kostbare Kleider wurden ihr gereicht, im Schlosse war sie die Schönste von allen, aber sie war stumm, konnte daher weder singen noch reden.

Schöne Sklavinnen kamen und sangen vor dem Prinzen. Eine sang lieblicher als alle die andern und der Prinz klatschte Beifall und lächelte sie an; da wurde das Meerweibchen betrübt, es wußte, daß es selbst weit schöner gesungen hätte. „O!“ sprach es bei sich selbst, „wenn er nur wüßte, daß ich, um bei ihm zu sein, meine Stimme für alle Ewigkeit dahingegeben habe!“

Nun tanzten die Sklavinnen reizende, schwebende Tänze zur herrlichsten Musik; da erhob das Meerweibchen seine schönen weißen Arme, stellte sich auf die Fußspitzen und schwebte über den Fußboden, tanzend, wie noch keine getanzt hatte. Bei jeder Bewegung trat seine Schönheit mehr hervor und seine Augen redeten inniger und tiefer zum Herzen als der Sklavinnen Gesang.

Alle waren davon bezaubert, besonders der Prinz, der die Prinzessin sein liebes Findelkind nannte, und sie tanzte ununterbrochen, obgleich es ihr, so oft ihr Fuß die Erde berührte, vorkam, als ob sie auf scharfe Messer träte. Der Prinz sagte, sie sollte immer um ihn sein, und sie erhielt sogar die Erlaubnis, vor seiner Tür auf einem Sammetkissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Männertracht anfertigen, damit sie ihn auch zu Pferde begleiten könnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihre Schultern streiften und die Vögelein hinter den frischen Blättern sangen. Sie erkletterte mit dem Prinzen die hohen Berge, und obgleich ihre zierlichen Füßchen sichtlich bluteten, lachte sie doch darüber und folgte ihm, bis sie die Wolken tief unter sich segeln sahen, als ob es ein Vogelschwarm wäre, der nach fremden Ländern zöge.

Daheim im Schlosse des Prinzen ging sie, wenn in der Nacht die andern schliefen, auf die breite Marmortreppe hinaus und kühlte ihre brennenden Füße im kalten Seewasser und dabei gedachte sie der Ihrigen in der Tiefe.

In einer Nacht kamen ihre Schwestern Arm in Arm; sie sangen, während sie über das Wasser dahinschwammen, gar traurige Weisen. Sie winkte ihnen und sie erkannten sie und erzählten, wie tief sie sie alle betrübt hätte. Seitdem besuchten sie sie jede Nacht und in einer Nacht gewahrte sie in weiter Ferne die alte Großmutter, welche schon seit Jahren nicht zur Oberfläche emporgestiegen war, und den Meerkönig mit seiner Krone auf dem Haupte.

Sie streckten die Hände nach ihr aus, wagten sich aber beide nicht so nahe an das Land wie die Schwestern.

Tag für Tag gewann sie der Prinz lieber, er liebte sie, wie man nur ein gutes, holdes Kind lieben kann, aber sie zur Königin zu machen, das fiel ihm nicht im entferntesten ein, und seine Gemahlin mußte sie doch werden, sonst bekam sie keine unsterbliche Seele, sondern mußte an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf dem Meere werden.

„Hast du mich nicht am liebsten von allen?" schienen die Augen der kleinen Prinzessin zu sagen, wenn er sie in seine Arme nahm und auf die schöne Stirne küßte.

„Ja, du bist mir die Liebste!" sagte der Prinz, „denn du hast das beste Herz von allen, du bist mir am meisten ergeben und ähnelst einem jungen Mädchen, welches ich einmal sah, aber wohl schwerlich wiederfinden werde. Ich war auf einem Schiffe, welches scheiterte; die Wogen trieben mich in der Nähe eines heiligen Tempels, in dem mehrere junge Mädchen den Dienst verrichteten, an das Land. Das jüngste derselben fand mich dort am Ufer und rettete mir das Leben; nur zweimal sah ich dasselbe. Es wäre die einzige Jungfrau, die ich in dieser Welt lieben könnte, aber du ähnelst ihr, du verdrängst fast ihr Bild in meiner Seele. Sie gehört dem heiligen Tempel an und deshalb hat dich mir mein gutes Glück gesandt; niemals wollen wir uns voneinander trennen!"

„Ach, er weiß nicht, daß ich ihm das Leben gerettet habe!" dachte die kleine Prinzessin, „ich trug ihn über die See zu dem Walde hin, wo der Tempel steht; ich sah ihn hinter dem Schaume und schaute aus, ob kein Mensch ihm nahen würde. Ich sah das schöne Mädchen, das er mehr liebt als mich!" Das Meerweibchen seufzte tief, weinen konnte es nicht. „Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an," hat er gesagt; „nie kommt es in die Welt hinaus, sie begegnen einander nicht mehr, ich bin bei ihm, sehe ihn jeden Tag, ich will ihn pflegen, ihn lieben, ihm mein Leben opfern!"

Aber nun sollte der Prinz sich verheiraten und die Tochter des Nachbarkönigs zur Frau bekommen; deshalb rüstete man ein Schiff so prächtig aus. Der Prinz reist, um die Länder des Nachbarkönigs kennen zu lernen, heißt

es zwar, aber eigentlich geschieht es, um sich die Tochter des Nachbarkönigs anzusehen; ein großes Gefolge soll er mitnehmen. Das Meerweibchen schüttelte das Köpfchen und lächelte; es kannte die Gedanken des Prinzen weit besser als alle anderen. „Ich muß reisen!" hatte er zu ihr gesagt, „ich muß mir die schöne Prinzessin ansehen; meine Eltern verlangen es, aber sie als meine Braut heimzuführen, dazu wollen sie mich nicht zwingen. Ich kann sie nicht lieben! Sie ähnelt nicht dem Mädchen im Tempel, dem du ähnelst. Sollte ich einmal eine Braut wählen, so würde die Wahl eher auf dich fallen, mein stummes Findelkindchen mit den redenden Augen!" Dabei küßte er sie auf ihren roten Mund, spielte mit ihrem langen Haar und legte sein Haupt an ihr Herz, daß es lebhafter von Menschenglück und einer unsterblichen Seele träumte.

„Du fürchtest dich doch nicht vor dem Meere, du stummes Kind?" fragte er, als sie auf dem prächtigen Schiffe standen, welches ihn nach dem Lande des Nachbarkönigs führen sollte, und er erzählte ihr von Stürmen und von Windstille, von merkwürdigen Fischen in der Tiefe und was die Taucher dort erblickt hätten, und sie lächelte bei seiner Erzählung, denn sie wußte ja besser als irgend ein anderer am Meeresgrunde Bescheid.

In der mondhellen Nacht, als alle schliefen, nur der Steuermann an seinem Ruder nicht, da saß sie am Rande des Schiffes und starrte durch das klare Wasser hinunter und es kam ihr vor, als erblickte sie das Schloß ihres Vaters; auf dem höchsten Turme desselben stand die alte Großmutter mit der Silberkrone auf dem Haupte und schaute unverwandt durch den reißenden Strom zum Kiele des Schiffes empor. Da tauchten ihre Schwestern aus dem Wasser hervor, sahen sie wehmütig an und rangen die weißen Hände. Sie winkte ihnen zu, lächelte und wollte erzählen, aber der Schiffsjunge näherte sich ihr und die Schwestern tauchten unter, so daß er wähnte, das Weiße, was er gesehen hatte, wäre nur Schaum auf der See.

Am folgenden Morgen segelte das Schiff in den Hafen der prächtigen Hauptstadt des Nachbarkönigs. Alle Kirchenglocken läuteten und von den hohen Türmen erklangen Posaunen, während die Soldaten mit wehenden Fahnen und mit blitzenden Bajonetten in Parade aufmarschiert standen.

Jeder Tag wurde festlich begangen. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da, sie würde weit entfernt in einem heiligen Tempel erzogen, hieß es, wo sie alle königlichen Tugenden erlernte. Endlich traf sie ein. Das Meerweibchen brannte vor Begierde, ihre Schönheit zu sehen, und mußte eingestehen, daß sie eine liebreizendere Gestalt nie erblickt hätte. Ihre Haut war fein und durchsichtig und hinter den langen dunklen Augenwimpern lächelten schwarzblaue, treue Augen.

„Du bist es!" rief der Prinz freudig, „du, die mich gerettet hat, als ich wie tot am Strande lag!" und er drückte sie als seine errötende Braut in seine Arme. „O, ich bin zu glücklich!" sagte er zum Meerweibchen. „Das Beste, das ich nie zu erlangen glaubte, ist mir erfüllt. Du wirst dich über mein Glück freuen, denn du hast mich am liebsten von allen!" Das Meerweibchen küßte ihm die Hand, und es war ihm jetzt schon, als fühlte es sein Herz brechen. Des Prinzen Hochzeitsmorgen sollte ihm ja den Tod geben und es in Schaum auf dem Meere verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, die Herolde ritten in der Stadt umher und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altaren brannte duftendes Öl in kostbaren Silberlampen. Die Priester schwangen die Rauchfässer, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen den Segen des Bischofs. Die kleine Seejungfrau stand in Seide und Gold und hielt die Schleppe der Braut, aber ihr Ohr hörte nicht die festliche Musik, ihr Auge sah nicht die heilige Handlung, sie gedachte ihrer Todesnacht, dachte an alles, was sie in dieser Welt verloren hatte.

Noch an demselben Abende gingen Braut und Bräutigam an Bord des Schiffes; die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiffe war ein königliches Zelt von Gold und Purpur errichtet und mit den herrlichsten Polsterkissen ausgestattet, wo das Brautpaar in der stillen, kühlen Nacht ruhen sollte.

Der Wind schwellte die Segel und das Schiff glitt leicht und ohne heftiges Schwanken über die klare See dahin.

Als die Dämmerung hereinbrach, wurden zahlreiche vielfarbige Lampen angezündet und die Seeleute tanzten lustige Tänze auf dem Verdeck.

Die kleine Meerprinzessin erinnerte sich dabei jenes Abends, als sie zum ersten Male aus dem Meere aufgetaucht war und dieselbe Pracht und Freude gesehen hatte, und nun wirbelte sie mit im Tanze, schwebend, wie die Schwalbe schwebt, und alle jubelten ihr Bewunderung zu, nie hatte sie so herrlich getanzt. Wie scharfe Messer schnitt es in ihre zarten Füße, aber sie fühlte es nicht, schmerzlicher schnitt es ihr noch durch das Herz. Sie wußte, daß es der letzte Abend war, wo sie ihn sah, für den sie Freundschaft und Heimat verlassen, ihre herrliche Stimme dahingegeben und täglich unendliche Schmerzen erlitten hatte, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon hatte. Es war die letzte Nacht, daß sie dieselbe Luft wie er einatmete, das tiefe Meer und den sternblauen Himmel sah. Eine ewige Nacht ohne Denken und Träumen wartete ihrer, die keine Seele hatte und nimmer eine gewinnen konnte. Alles war Freude und Lustbarkeit auf dem Schiffe, weit über Mitternacht hinaus; sie lächelte und tanzte mit Todesgedanken in ihrem Herzen. Der Prinz küßte seine schöne Braut und sie spielte mit seinem schwarzen Haare und Arm in Arm gingen sie in das prächtige Zelt zur Ruhe.

Es wurde ruhig und still auf dem Schiffe, nur der Steuermann stand am Ruder; die kleine Seejungfrau legte ihre weißen Arme auf den Schiffsrand und schaute gegen Osten nach der Morgenröte aus. Der erste Sonnenstrahl war, wie sie wußte, ihr Todesbote. Da sah sie ihre Schwestern aus dem Meere emporsteigen, sie waren bleich wie sie selber, ihr langes schönes Haar flatterte nicht mehr im Winde, es war abgeschnitten.

„Wir haben es der Hexe gegeben, damit sie Hilfe bringe und du diese Nacht nicht sterben mußt! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst du, wie scharf es ist? Bevor noch die Sonne aufgeht, mußt du es dem Prinzen in das Herz stoßen, und wenn sein warmes Blut auf deine Füße spritzt, dann wachsen deine Füße zu einem Fischschwanze zusammen und du wirst wieder ein Meerweib, kannst in das Wasser zu uns herniedersteigen und deine dreihundert Jahre leben, ehe du der tote salzige Seeschaum wirst. Eile, eile! Er muß oder du mußt vor Sonnenaufgang sterben. Unsere alte Großmutter trauert, so daß ihr ihr weißes Haar ausgefallen ist, wie das unsrige vor der Schere der Hexe gefallen. Töte den Prinzen und komm zurück! Beeile dich,

siehst du den roten Streifen am Himmel? In wenigen Minuten erhebt sich die Sonne und du mußt sterben!" Und sie stießen einen eigentümlichen, tiefen Seufzer aus und sanken in die Wogen zurück.

Die kleine Meerprinzessin zog den Purpurvorhang vor dem Zelte fort und sie sah die schöne Braut mit ihrem Haupte an der Brust des Prinzen ruhn und sie neigte sich hinab, küßte ihn auf seine schöne Stirne, schaute zum Himmel empor, wo die Morgenröte immer glühendere Farben annahm, sah das scharfe Messer an und heftete dann wieder ihre Blicke auf den Prinzen, der im Traum den Namen seiner Braut rief, sie allein lebte in seinen Gedanken und das Messer zitterte in der Hand der Seejungfrau, — — aber dann warf sie es weit hinaus in die Wogen, die, wo es hinfiel, rot aufleuchteten; es sah aus, als spritzten Blutstropfen aus dem Wasser in die Höhe. Noch einmal schaute sie den Prinzen mit halbgebrochenem Blick an, stürzte sich vom Schiff in das Meer hinunter und merkte, wie ihr Körper sich in Schaum auflöste.

Jetzt stieg die Sonne aus dem Meere empor, mild und warm fielen ihre Strahlen auf den todeskalten Meeresschaum und die kleine Meerprinzessin fühlte nichts vom Tode. Sie erblickte die Sonne und dicht über ihr schwebten Hunderte von durchsichtigen, herrlichen Wesen; sie vermochte durch sie hindurch die weißen Segel des Schiffes und die roten Wolken am Himmel wahrzunehmen. Ihre Stimme war wie Sphärenklang, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr sie vernehmen, wie auch kein irdisches Auge diese himmlischen Wesen erblicken konnte. Ohne Flügel schwebten sie vermöge ihrer eigenen Leichtigkeit durch die Luft. Das Meerweibchen sah, daß es einen Körper wie sie hatte, der sich mehr und mehr aus dem Schaume erhob.

„Zu wem komme ich?" fragte es und seine Stimme klang wie die der andern Wesen, so geistig, daß keine irdische Musik sie wiedergeben kann.

„Zu den Töchtern der Luft!" antworteten die andern. „Das Meerweib hat keine unsterbliche Seele, kann sie nie erhalten, wenn es ihm nicht gelingt, eines Menschen Liebe zu gewinnen! Von einer fremden Macht hängt ihr ewiges Dasein ab. Die Töchter der Luft haben auch keine unsterbliche Seele, aber sie können sich selbst eine durch gute Handlungen verschaffen.

Wir fliegen nach den warmen Ländern, wo der brodelnde Atem der Pestluft die Menschen tötet; dort fächeln wir Kühlung. Wir breiten den Duft der Blumen durch die Luft aus und senden Erquickung und Genesung. Haben wir dreihundert Jahre lang gestrebt, das Gute zu tun, was wir vermochten, dann empfangen wir eine unsterbliche Seele und nehmen an dem ewigen Glücke der Menschen teil. Du armes Meerweibchen, du hast vom ganzen Herzen nach demselben Ziele wie wir gestrebt, hast gelitten und geduldet, hast dich nun zur Welt der Luftgeister erhoben, jetzt kannst du dir selbst nach drei Jahrhunderten eine unsterbliche Seele durch gute Taten schaffen!"

Die kleine Seejungfrau hob ihre lichten Arme zu Gottes Sonne empor und zum ersten Male fühlte sie Tränen. — Auf dem Schiffe herrschte wieder Lärm und Leben; sie bemerkte, wie der Prinz mit seiner schönen Braut nach ihr suchten, wehmütig hefteten sie ihre Blicke auf den wallenden Schaum, als ob sie wüßten, daß sie sich in die Wogen gestürzt hätte. Unsichtbar küßte sie die Stirne der Braut, lächelte ihn an und stieg mit den andern Kindern der Luft zu der rosenroten Wolke empor, die in der Luft einherschwamm.

„Nach dreihundert Jahren schweben wir so in Gottes Reich hinüber!"

„Sogar noch früher können wir hineingelangen!" flüsterte einer der Luftgeister. „Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen hinein, wo es Kinder gibt, und für jeden Tag, an welchem wir ein gutes Kind finden, welches seinen Eltern Freude macht und ihre Liebe verdient, verkürzt uns Gott unsere Prüfungszeit. Das Kind weiß nicht, wann wir durch das Zimmer fliegen, und sobald wir aus Freude über dasselbe lächeln, werden die dreihundert Jahre um eins vermindert; sehen wir aber ein unartiges und böses Kind, so müssen wir Tränen der Trauer weinen und jede Träne legt unserer Prüfungszeit einen Tag zu!"

Es war einmal ein Kaufmann, der so reich war, daß er die ganze Straße und beinahe noch ein Seitengäßchen mit lauter harten Talern pflastern konnte. Allein das tat er nicht, er wußte sein Geld anders anzuwenden. Gab er einen Dreier aus, bekam er einen Taler wieder. Ja, ein tüchtiger Kaufmann war er, aber er mußte doch sterben.

Der Sohn bekam nun all dies Geld und lebte lustig, ging jede Nacht auf Maskenbälle, machte Papierdrachen aus Talerscheinen und warf auf dem See Butterstollen mit Goldstücken anstatt mit Steinen. So konnte das Geld schon abnehmen und tat es auch. Zuletzt besaß er nicht mehr als wenige Groschen und hatte keine andern Kleider als ein paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun bekümmerten sich seine Freunde nicht länger um ihn, da sie sich ja mit ihm zusammen nicht auf der Straße sehen lassen konnten; allein einer von ihnen, ein gutmütiger Mensch, sandte ihm einen alten Koffer und ließ ihm sagen: „Pack ein!“ Ja, das war nun wohl recht gut, aber er hatte nichts einzupacken und deshalb setzte er sich selbst in den Koffer.

Es war ein absonderlicher Koffer. Sobald man an das Schloß drückte, konnte er fliegen. Er tat es und husch! flog er mit ihm durch den Schornstein hoch hinauf über die Wolken, weiter und immer weiter fort. Mitunter knackte

der Boden bedenklich und er hatte dann große Furcht, daß der Koffer in Stücken gehen würde, denn das hätte einen ganz artigen Luftsprung abgegeben!

Endlich kam er nach dem Lande der Türken. Den Koffer verbarg er im Walde unter dürren Blättern und ging dann in die Stadt hinein. Das konnte er recht wohl tun, denn bei den Türken ging ja alles wie er in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Höre du, Türkenamme!" sagte er, „was ist das für ein großes Schloß hier unmittelbar bei der Stadt, dessen Fenster so hoch sitzen?"

„Dort wohnt die Tochter des Königs!" sagte sie, „es ist ihr geweissagt worden, daß sie über einen Geliebten sehr unglücklich werden würde, und deshalb darf niemand zu ihr kommen, wenn nicht der König und die Königin zugegen ist!"

„Ich danke!" sagte der Kaufmannssohn und dann ging er in den Wald hinaus, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach des Schlosses und kroch durch das Fenster zur Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sofa und schlief; sie war so lieblich, daß er sie küssen mußte. Sie erwachte und erschrak heftig, er aber sagte, er wäre der Türkengott, der durch die Luft zu ihr gekommen wäre, und das schmeichelte ihr.

Da saßen sie nun Seite an Seite und er erzählte ihr Geschichten, herrliche Geschichten! Dann freite er um die Prinzessin und sie sagte sogleich ja.

„Aber Sie müssen den Sonnabend herkommen, da ist der König und die Königin bei mir zum Tee. Sie werden sehr stolz darauf sein, daß ich den Türkengott bekomme. Aber sorgen Sie dafür, daß Sie ein recht schönes Märchen erzählen können, denn das gewährt meinen Eltern die angenehmste Unterhaltung. Meine Mutter hört gern moralische und vornehme, und mein Vater lustige, über die man lachen kann."

„Ja, ich bringe keine andere Brautgabe als ein Märchen!" und dann trennten sie sich; aber die Prinzessin gab ihm einen mit Goldstücken besetzten Säbel, und die konnte er besonders gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und saß dann draußen im Walde und dichtete ein Märchen. Das sollte bis zum Sonnabend fertig sein und das war nicht so leicht.

Als es nun fertig war, siehe, da war es gerade Sonnabend.

Der König, die Königin und der ganze Hof warteten bei der Prinzessin mit dem Tee. Er wurde sehr freundlich empfangen.

„Wollen Sie nun ein Märchen erzählen!" sagte die Königin, „eins, welches tiefsinnig und belehrend ist!"

„Aber worüber man auch lachen kann!" sagte der König.

„Jawohl!" sagte er und erzählte. Da muß man nun gut aufmerken.

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die auf ihre hohe Abkunft sehr stolz waren. Ihr Stammbaum, das heißt die große Fichte, von der jedes ein kleines, kleines Stückchen war, war ein großer, alter Baum im Walde gewesen. Die Schwefelhölzer lagen nun auf dem Gesimse zwischen einem Feuerzeuge und einem alten eisernen Topfe und diesen erzählten sie von ihrer Jugend. „Ja, als wir auf den grünen Zweigen waren," sagten sie, „da waren wir wahrlich auf einem grünen Zweige. Jeden Abend und Morgen gab es Diamanttee, das war der Tau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn nämlich die Sonne schien, und alle die kleinen Vögel mußten uns Geschichten erzählen. Wir konnten recht gut merken, daß wir auch reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsere Familie hatte die Mittel, für Sommer und Winter grüne Kleider anzuschaffen. Nun aber kamen Holzhauer und es entstand eine große Umwälzung; unsere ganze Familie zersplitterte sich. Der Stammherr erhielt als Hauptmast Platz auf einem prächtigen Schiffe, das die Welt umsegeln konnte, wenn es wollte. Den anderen Zweigen wurden andere Stellen eingeräumt und wir haben nun die Aufgabe, der niederen Menge das Licht anzuzünden."

„Ich weiß ein anderes Lied zu singen!" sagte der Eisentopf, an dessen Seite die Schwefelhölzer lagen. „Seit ich das Licht der Welt erblickte, bin ich vielemal gescheuert und gekocht worden. Ich sorge für das Dauerhafte und bin, eigentlich gesprochen, der erste hier im Hause. Meine einzige Freude ist, nach Tische rein und fein auf dem Gesimse zu liegen und mit den Kameraden vernünftig zu plaudern. Nehme ich aber den Wassereimer aus, der doch bisweilen auf den Hof hinunter kommt, so leben wir hier

immer hinter zugemachten Türen. Unser einziger Neuigkeitsbote ist der Marktkorb, aber der redet zu aufrührerisch über die Regierung und das Volk. Fiel doch neulich ein alter Topf aus Schreck darüber auf den Boden und zerschlug sich in Stücke. Der ist gutgesinnt, kann ich euch versichern!"

„Nun sprichst du zu viel!" sagte das Feuerzeug und der Stahl schlug gegen den Feuerstein, daß Funken sprühten. „Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?"

„Ja, lasset uns davon sprechen, wer der Vornehmste ist!" sagten die Schwefelhölzer.

„Nein, ich spreche nicht gern von mir selber!" versetzt der Tontopf. „Ich schlage eine Abendunterhaltung vor. Ich will den Anfang machen und etwas erzählen; jeder teilt mit, was er erlebt hat. Da kann man sich so trefflich hineinfinden und es ist sehr lustig! Also hört: An der Ostsee bei den dänischen Buchten — — —!"

„Ein herrlicher Anfang!" riefen alle Teller, „das wird gewiß eine Geschichte, die allen gefällt!"

„Ja, dort brachte ich meine Jugend bei einer stillen Familie zu; die Möbel wurden poliert, der Fußboden aufgewischt und alle vierzehn Tage wurden neue Vorhänge aufgesteckt!"

„Wie anschaulich Sie doch erzählen!" sagte der Haarbesen. „Man kann gleich hören, daß ein Frauenzimmer erzählt; es zieht sich etwas Reinliches hindurch!"

„Ja, das fühlt man!" sagte der Wassereimer und machte vor Freude einen Satz, daß es auf dem Boden nur so klatschte!

Der Topf fuhr fort zu erzählen und das Ende entsprach dem Anfange.

Alle Teller klirrten vor Freude und der Haarbesen zog grüne Petersilie aus dem Sandloche und bekränzte den Topf, weil er wußte, er würde die andern dadurch ärgern, und „bekränze ich ihn heute," dachte er, „so bekränzt er mich morgen!"

„Nun will ich tanzen!" sagte die Feuerzange und tanzte. Ja, Gott bewahre uns, wie konnte sie doch das eine Bein in die Höhe schwenken!

Der alte Bezug des alten Stuhles in der Ecke platzte bei dem Anblick. „Werde ich nun auch bekränzt?“ fragte die Feuerzange, und sie wurde es.

„Das ist doch nur Pöbel!“ dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Teemaschine singen, aber sie entschuldigte sich mit Erkältung; auch könnte sie nur in kochendem Zustande singen, aber es geschah eigentlich aus lauter Vornehmtuerei; sie wollte nur auf dem Tisch drinnen bei der Herrschaft singen.

Im Fenster saß eine alte Feder, mit der die Magd zu schreiben pflegte. Es war nichts Bemerkenswertes an ihr, ausgenommen, daß sie zu tief in das Tintenfaß getaucht war, aber gerade darauf tat sie sich etwas zugute. „Will die Teemaschine nicht singen,“ sagte sie, „so mag sie es bleiben lassen. Draußen sitzt im Bauer eine Nachtigall, die singen kann; sie hat zwar nichts gelernt, aber gleichwohl wollen wir ihr das heute Abend nicht übel auslegen!“

„Ich finde es im höchsten Grade unpassend,“ äußerte der Teekessel, der das Amt eines Küchensängers bekleidete und ein Halbbruder der Teemaschine war, „daß ein fremder Vogel angehört werden soll. Ist das patriotisch? Ich fordere den Marktkorb auf, darüber sein Urteil abzugeben!“

„Ich ärgere mich nur!“ sagte der Marktkorb, „ich ärgere mich so sehr, wie es sich niemand vorstellen kann! Ist das eine Art und Weise, den Abend zu verleben? Würde es nicht weit vernünftiger sein, das ganze Haus einmal auf den rechten Fleck zu setzen? Jeder sollte dann schon den ihm gebührenden Platz erhalten, und ich würde die ganzen Anordnungen treffen!“

„Ja, laßt uns Lärm machen!“ riefen sie sämtlich. Plötzlich ging die Türe auf. Es war das Dienstmädchen, und nun standen sie still und wagten nicht Muck zu sagen. Aber da war kein Topf, der nicht ein Gefühl seiner Macht und Würde gehabt hätte. „Ja, wenn ich nur gewollt hätte,“ dachte ein jeder, „dann würde es sicher einen lustigen Abend gegeben haben!“

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzer und machte Feuer mit ihnen an — Gott bewahre uns, wie sie sprühten und aufflammten.

„Nun kann ein jeder sehen, daß wir die ersten sind!“ dachten sie. „Welchen Glanz, welches Licht wir haben!“ — und nun waren sie ausgebrannt!

„Das war ein herrliches Märchen!“ sagte die Königin. „Ich fühle mich im Geiste ganz zu den Schwefelhölzern in die Küche versetzt. Ja, nun sollst du unsere Tochter haben!“

„Jawohl!“ sagte der König, „du sollst unsere Tochter den Montag bekommen!“ denn nun sagte er zu ihm, als zu einem künftigen Familienliede, du.

Die Hochzeit war also festgesetzt und den Abend vorher wurde die ganze Stadt erleuchtet. Wecken und Bretzeln wurden verteilt, die Straßenjungen drängten sich auf den Gassen, riefen Hurra und pfiffen auf den Fingern; es war außerordentlich prachtvoll.

„Ich muß wohl auch daran denken, mein Scherflein zu den Feierlichkeiten beizutragen!“ dachte der Kaufmannssohn, und nun kaufte er Raketen, Knallerbsen und alles erdenkliche Feuerwerk, legte es in seinen Koffer und flog damit in die Luft empor.

Rutsch! ging es in die Höhe und verpuffte unter vielem Lärm.

Alle Türken hüpften dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren fuhren. Dergleichen Lufterscheinungen hatten sie niemals gesehen. Nun sahen sie ein, daß es der Türkengott selber war, der die Prinzessin bekommen sollte.

Sobald sich der Kaufmannssohn wieder mit seinem Koffer in den Wald hinabgelassen hatte, dachte er: „Ich will doch in die Stadt gehen, um mir berichten zu lassen, wie es sich ausgenommen hat." Man kann sich wohl zusammenreimen, daß er Lust dazu hatte.

Nein, was ihm die Leute doch alles erzählten! Ein jeder, bei dem er sich erkundigte, hatte es in seiner Weise gesehen, aber einen prächtigen Eindruck hatte es auf alle gemacht.

„Ich sah den Türkengott selbst!" erzählte der eine, „er hatte Augen wie blitzende Sterne und einen Bart wie schäumendes Wasser!"

„Er flog in einem feurigen Mantel," berichtete ein anderer. „Die lieblichsten Engelsköpfchen schauten unter den Falten hervor!"

Ja, das waren vortreffliche Sachen, die er zu hören bekam, und den Tag darauf sollte er Hochzeit haben.

Nun ging er nach dem Walde zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen — aber wo war der? Der Koffer war verbrannt. Ein Funke war von dem Feuerwerk zurückgeblieben, der Feuer gefangen und den Koffer in Asche gelegt hatte. Er konnte nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut gelangen.

Sie aber stand den ganzen Tag auf dem Dache und harrte seiner. Sie wartet noch, er aber durchzieht die Welt und erzählt Märchen, die jedoch nicht mehr so lustig sind als das von den Schwefelhölzchen.

Es war einmal ein Königssohn; niemand hatte so viele und schöne Bücher als er. Alles, was je in dieser Welt geschehen war, konnte er darin lesen und in prächtigen Bildern abgebildet sehen. Über jedes Volk und jedes Land konnte er Auskunft erhalten, nur wo der Garten des Paradieses zu finden wäre, davon stand kein Wort darin. Aber das war es gerade, woran er am meisten dachte.

Seine Großmutter hatte ihm, als er noch ganz klein war, aber seinen Schulunterricht beginnen sollte, erzählt, daß jede Blume im Garten des Paradieses der süßeste Kuchen, die Staubfäden der feinste Wein wären. Auf einem stehe Geschichte, auf einem andern Geographie oder Tabellen. Man brauchte den Kuchen nur zu speisen, so wüßte man seine Aufgabe schon, und je mehr man äße, desto mehr Geschichte, Geographie und Tabellen hätte man inne.

Damals glaubte er es; aber als er heranwuchs, mehr lernte und weit klüger wurde, begriff er wohl, daß die Herrlichkeit im Garten des Paradieses ganz anders beschaffen sein müßte.

„O, warum pflückte doch Eva vom Baume der Erkenntnis! Warum aß doch Adam von der verbotenen Frucht! Ich an seiner Stelle hätte mich nicht dazu verleiten lassen. Nie wäre die Sünde in die Welt gekommen!"

Das sagte er damals, aber er sagte es auch noch, als er siebzehn Jahre alt war. Nach dem Paradiesesgarten stand all sein Sinnen und Trachten.

Eines Tages ging er in den Wald; er ging allein, denn dieses war sein größtes Vergnügen.

Der Abend dämmerte, Wolken zogen sich zusammen, es wurde ein Regenwetter, als ob der Himmel eine einzige Schleuse wäre, aus welcher das Wasser stürzte. Es war stockfinstere Nacht. Bald glitt der Prinz auf dem nassen Grase aus, bald stolperte er über die nackten Steine, die aus dem Felsenboden hervorragten. Alles triefte vom Wasser, an dem armen Prinzen war auch nicht ein trockener Faden. Er mußte über große Steinblöcke förmlich hinfortkriechen, wo das Wasser aus dem hohen Moose herausickerte. Er war matt zum Umsinken. Da hörte er ein eigentümliches Sausen und erblickte vor sich eine große, hell erleuchtete Höhle. Mitten in derselben loderte ein Feuer, daß man einen ganzen Ochsen dabei hätte braten können, und zu einem ähnlichen Zwecke diente es auch. Der prächtigste Hirsch, mit stattlichem Geweihe, war an einen Spieß gesteckt und wurde nun langsam zwischen zwei gefällten Tannen herumgedreht. Eine ältliche Frau, hohen und kräftigen Wuchses, als wäre sie ein verkleideter Mann, saß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem anderen hinzu.

„Komm nur näher!" redete sie ihn an, „setze dich ans Feuer, damit deine Kleider trocknen!"

„Hier herrscht ein unangenehmer Zug!" sagte der Prinz und setzte sich auf den Boden.

„Das wird noch schlimmer, sobald meine Söhne nach Hause kommen!" antwortete die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde, meine Söhne sind die vier Winde der Welt. Vermagst du das zu begreifen?"

„Wo sind deine Söhne?" fragte der Prinz.

„Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können!" versetzte die Frau. „Meine Söhne sind selbständig und fragen nicht erst; sie spielen mit den Wolken Ball dort oben in dem Weltensaale! Und dabei zeigte sie in die Höhe.

„So, so!" sagte der Prinz. „Übrigens fahrt ihr mich etwas barsch an und redet nicht so mild wie die Frauen, die ich sonst um mich sehe!"

„Ja, die haben wohl nichts anderes zu tun! Ich aber muß barsch und hart sein, wenn ich meine Jungen in Zucht halten will. Doch das versteh' ich, obwohl sie steife Nacken haben! Siehst du die vier Säcke, welche dort an

den Wänden hängen? Vor denen haben sie eben so viel Furcht wie du einst vor der Rute hinter dem Spiegel. Du kannst mir glauben, daß ich sie zu bändigen vermag, und dann müssen sie in den Sack hinein; da machen wir keine Umstände. Da sitzen sie und ich lasse sie nicht eher hinaus, als bis ich es für gut finde. Aber da haben wir den einen!"

Es war der Nordwind, welcher mit einer wahren Eiseskälte hereintrat; große Hagelkörner fielen auf den Boden nieder und Schneeflocken stoben um ihn her. Aus Bärenfell waren seine Beinkleider und die Jacke gefertigt; eine Mütze von Bärenfell reichte ihm bis über die Ohren. Lange Eiszapfen hingen ihm am Barte und ein Hagelkorn nach dem andern glitt ihm von seinem Jackenkragen hinunter.

„Gehen Sie nicht gleich an das Feuer!" sagte der Prinz, „Sie könnten sonst leicht Frostbeulen im Gesicht und an den Händen bekommen!"

„Frostbeulen!" entgegnete der Nordwind und lachte ganz laut. „Frost, der ist gerade mein größtes Vergnügen! Was bist du übrigens für ein Jammergestell! Wie kommst du in die Höhle der Winde?"

„Er ist mein Gast!" sagte die Alte, „bist du mit dieser Erklärung nicht zufrieden, so kannst du in den Sack kommen. Du kennst meine Meinung!"

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, woher er kam und wo er fast einen ganzen Monat gewesen war.

„Vom Eismeer komme ich," sagte er, „ich bin mit den russischen Walroßfängern auf der Bäreninsel gewesen. Ich saß und schlief auf dem Steuer, als sie vom Nordkap aus in das Meer segelten. Wenn ich bisweilen ein wenig aufwachte, flog mir der Sturmvogel um die Füße. Er ist ein drolliger Vogel, er macht einen schnellen Schlag mit den Flügeln, dann hält er sie unbeweglich ausgestreckt und fliegt trotzdem schnell dahin."

„Erzähle nur nicht zu ausführlich!" sagte die Mutter der Winde. „Und dann kamst du also zur Bäreninsel!"

„Herrlich ist es dort. Da ist ein Boden, wie geschaffen zum Tanzen, flach wie ein Teller, halb aufgetauter Schnee auf Moos. Scharfe Steine und Gerippe von Walrossen und Eisbären lagen da, die den Anblick von riesigen Armen und Beinen mit dem Moder grünlichen Schimmels gewährten.

Man möchte glauben, daß die Sonne sie nie beschienen hätte. Ich blies ein wenig in den Nebel hinein, damit man den ersehnten Schuppen entdecken könnte; es war ein Haus, von Schiffstrümmern errichtet und mit Walroßhäuten überzogen. Die innere Seite hatte man nach außen gekehrt, sie sah rot und grün aus. Auf dem Dache saß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging an den Strand, sah mich nach den Vogelnestern um und guckte mir die nackten Jungen an. Wenn sie schrien und nach Nahrung sperrten, blies ich ihnen in die Kehle, daß sie den Schnabel halten lernten. Ganz unten am Strande wälzten sich Walrosse wie Eingeweidewürmer oder Riesenmaden mit Schweinsköpfen und ellenlangen Zähnen!"

„Du erzählst gut, mein Söhnchen!" versetzte die Mutter. „Mir läuft beim bloßen Zuhören ordentlich das Wasser im Munde zusammen!"

„Nun ging es auf den Fang! Die Harpune wurde dem Walrosse in die Brust gebohrt, daß der dampfende Blutstrahl wie ein Springbrunnen über das Eis fortspritzte. Da gedachte ich auch meines Spieles. Ich zeigte meine Blasekunst und ließ meine Segler, die felsenhohen Eisberge, die Boote einklemmen. Hu, wie man pfiff und wie man schrie, doch ich pfiff lauter. Die Körper der getöteten Tiere, Kisten und Tauwerk, alles mußten sie auf das Eis auspacken! Ich schüttete die Schneeflocken über sie und ließ sie in den eingeklemmten Fahrzeugen mit ihrem Fange nach dem Süden treiben, um dort Salzwasser zu kosten. Sie kommen nie mehr nach der Bäreninsel!"

„Dann hast du ja aber Böses getan!" sagte die Mutter der Winde.

„Das Gute, was ich getan habe, mögen die andern erzählen!" sagte er; „aber da haben wir meinen Bruder vom Westen; ihn kann ich am besten leiden, er schmeckt nach der See und bringt angenehme Kälte mit sich!"

„Ist das der kleine Zephyr?" fragte der Prinz.

„Ja freilich ist das Zephyr!" versetzte die Alte; „aber er ist nicht mehr so klein. In alten Zeiten war er ein hübscher Junge, aber nun ist das vorbei!" Er sah wie ein wilder Mann aus und hatte einen Fallhut auf, um keinen Schaden zu erleiden. In der Hand trug er eine Keule von Mahagoniholz, in den amerikanischen Mahagoniwäldern gehauen. Mit Geringerem begnügte er sich nicht.

„Wo kommst du her?" fragte die Mutter.

„Aus den Urwäldern!" sagte er, „wo die dornigen Lianen eine undurchdringliche Wildnis zwischen den Bäumen bilden, wo die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt und die Menschen überflüssig zu sein scheinen!"

„Was tatest du dort?"

„Ich betrachtete den tiefen Fluß, betrachtete, wie er sich von den Felsen stürzte, sich in Staub auflöste und bis zu den Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen. Ich sah den wilden Büffel im Flusse schwimmen, aber der Strom riß ihn mit sich; er trieb mit einem Schwarme wilder Enten, die sich am Wasserfalle in die Luft erhoben, er aber mußte hinunter. Das war eine Lust und ich blies einen Sturm, daß uralte Bäume entfesselt wurden und zu Spänen zersplitterten!"

„Und sonst hast du nichts getan?" fragte die Alte.

„Ich habe Purzelbäume in den Savannen geschossen, ich habe die wilden Pferde gestreichelt und Kokosnüsse geschüttelt. Ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen, aber man muß nicht alles sagen, was man weiß. Das kennst du ja, lieb Mütterchen!" Und dabei küßte er seine Mutter so ungestüm, daß sie beinahe rücklings umgesunken wäre. Er war wirklich ein wilder Junge.

Nun kam der Südwind mit Turban und fliegendem Beduinenmantel.

„Hier ist es tüchtig kalt drinnen!" sagte er und warf Holz ins Feuer. „Man kann merken, daß der Nordwind zuerst gekommen ist!"

„Hier ist es so heiß, daß man einen Eisbären dabei braten könnte!" entgegnete der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär!" sagte der Südwind.

„Wollt ihr in den Sack gesperrt werden?" fragte die Alte. — „Setz dich auf den Stein dort nieder und erzähle, wo du gewesen bist!"

„In Afrika, liebe Mutter!" antwortete er. „Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern! Was für Gras da auf den Ebenen wächst, grün wie Oliven! Dort tanzte die Antilope und der Strauß lief mit mir um die Wette, aber ich bin doch rascher auf den Füßen. Ich kam nach der Wüste zu dem gelben Sande, wo es aussieht wie auf dem Meeresgrunde. Ich traf eine Karawane; sie schlachteten gerade ihr letztes Kamel,

um Trinkwasser zu erhalten, aber sie bekamen nur wenig. Die Sonne brannte von oben und der Sand hauchte eine glühende Hitze von unten aus. Da wälzte ich mich in dem feinen losen Sande und wirbelte ihn in großen Säulen in die Höhe. Das war ein Tanz! Du hättest mit ansehen sollen, wie verzagt das Dromedar dastand und der Kaufmann sich den Kaftan über den Kopf zog. Er warf sich vor mir nieder wie vor Allah, seinem Gotte. Nun sind sie begraben, über ihnen allen steht eine Sandpyramide. Wenn ich sie einmal fortblase, dann wird die Sonne ihre weißen Gebeine bleichen, da können die Reisenden sehen, daß hier auch schon früher Menschen gewesen sind, sonst könnte man es in der Wüste nicht glauben."

„Also nur Böses hast du getan!" erwiderte die Mutter. „Marsch in den Sack!" und ehe er sich dessen versah, hatte sie den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack gesperrt. Er wälzte sich auf dem Fußboden umher, aber sie setzte sich auf ihn und da mußte er still liegen.

„Du hast wirklich mutwillige Jungen!" sagte der Prinz.

„Ja freilich!" antwortete sie, „und ich bin imstande, sie zu züchtigen. Da haben wir den vierten!"

Es war der Ostwind, der in chinesischer Tracht erschien.

„Nun, kommst du von der Gegend?" sagte die Mutter; „ich glaubte, du wärest im Garten des Paradieses gewesen!"

„Dorthin fliege ich erst morgen!" sagte der Ostwind. „Morgen sind es gerade hundert Jahre, seitdem ich da war. Jetzt komme ich von China, wo ich um den Porzellanturm tanzte, daß alle Glöckchen klingelten. Unten auf der Straße bekamen die Mandarinen Prügel, die Bambusrohre wurden auf ihren Schultern zerschlagen und doch waren es Beamte vom ersten bis zum neunten Grade. Sie schrien: Vielen Dank, mein väterlicher Wohltäter! Aber das sprachen sie nur, weil sie mußten, ich klingelte mit den Glocken und sang: tsing, tsang, tsu!"

„Du triebst deinen Mutwillen dabei!" sagte die Alte. „Es ist gut, daß du morgen nach dem Garten des Paradieses kommst; das wirkt nur wohltätig auf deine Bildung. Trinke dann tüchtig aus der Quelle der Weisheit und bringe mir ein Fläschchen von dem Wasser mit!"

„Das will ich!" sagte der Ostwind. „Weshalb hast du denn aber meinen Bruder vom Süden in den Sack gesteckt? Heraus mit ihm! Er soll mir vom Vogel Phönix erzählen; von ihm will die Prinzessin im Garten des Paradieses immer hören, so oft ich ihr jedes hundertste Jahr meinen Besuch abstatte. Öffne den Sack, dann bist du meine liebe, süße Mutter, und ich will dir auch zwei Taschen voll Tee schenken, so grün und frisch, wie ich ihn an Ort und Stelle selbst gepflückt habe!"

„Nun, des Tees halber und weil du mein Goldkind bist, will ich den Sack öffnen!" Sie tat es und der Südwind kroch heraus, aber er sah ganz verlegen aus, weil der fremde Prinz zugegen gewesen war.

„Da hast du ein Palmenblatt für die Prinzessin!" sagte der Südwind. „Das Blatt hat der alte Vogel Phönix, der einzige, der in der Welt war, mir gegeben. Er hat mit seinem Schnabel seine ganze Lebensbeschreibung hineingeritzt, die ganzen hundert Jahre seines Lebens. Nun kann sie es selbst lesen. Ich habe es mit angesehen, wie der Vogel Phönix selbst Feuer an sein Nest legte und darin saß und verbrannte wie die Frau eines Hindu. Wie nur die dürren Zweige knisterten! Es war ein furchtbarer Rauch und Duft! Endlich loderte alles hoch auf und der alte Vogel Phönix wurde zu Asche; aber sein Ei lag rot glühend im Feuer, es zersprang unter einem großen Knall und das Junge flog heraus. Jetzt ist er der Regent über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat in das Palmenblatt, das ich dir gab, ein Loch gebissen zum Gruß an die Prinzessin!"

„Nun laßt uns aber erst essen!" sagte die Mutter der Winde, und dann setzten sich alle heran, um von dem gebratenen Hirsche zu speisen. Der Prinz saß neben dem Ostwinde, weshalb sie bald gute Freunde wurden.

„Höre, sage mir einmal," begann der Prinz die Unterredung, „was ist das für eine Prinzessin, von der hier so viel gesprochen wird, und wo liegt eigentlich der Garten des Paradieses?"

„Hoho!" entgegnete der Ostwind, „wenn du dorthin willst, nun so komme morgen mit mir; aber das muß ich dir freilich sagen, seit Adams und Evas Zeit ist dort kein Mensch gewesen. Die kennst du ja wohl aus deiner biblischen Geschichte?"

„Ja freilich!“ sagte der Prinz.

„Als sie damals verjagt wurden, versank der Garten des Paradieses in die Erde, doch behielt er seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und alle seine Herrlichkeit. Die Feenkönigin wohnt darin; dort liegt die Insel der Glückseligkeit, wohin der Tod niemals dringt, wo es herrlich ist zu weilen! Setze dich morgen auf meinen Rücken, dann will ich dich mitnehmen. Ich denke, daß es sich machen lassen wird! Aber für heute genug davon, denn ich will schlafen!“ Und dann schliefen sie sämtlich.

In früher Morgenstunde erwachte der Prinz und war nicht wenig betroffen darüber, daß er sich schon hoch über den Wolken befand. Er saß auf dem Rücken des Ostwindes, der ihn behutsam festhielt. Sie schwebten so hoch in der Luft, daß Wälder und Felder, Flüsse und Seen sich wie auf einer Landkarte ausnahmen.

„Guten Morgen!“ sagte der Ostwind, „du könntest getrost noch ein wenig schlafen, denn auf dem flachen Lande unter uns ist nicht viel zu sehen. Ausgenommen du hättest Lust, die Kirchen zu zählen. Wie Kreidepünktchen stehen sie auf dem grünen Brette da unten!“ Es waren Felder und Wiesen, die er als grüne Bretter bezeichnete.

„Es war unartig, daß ich deiner Mutter und deinen Brüdern nicht Lebewohl gesagt habe!“ äußerte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt!“ sagte der Ostwind, und darauf flogen sie noch schneller weiter. Man konnte es in den Baumwipfeln der Wälder hören; wenn sie über dieselben dahinfuhren, rauschten alle Zweige und Blätter; man konnte es auf dem Meere und den Seen hören, denn wo sie immer flogen, gingen die Wellen höher und die großen Schiffe tauchten tief in das Wasser nieder wie schwimmende Schwäne.

Als es gegen Abend dunkelte, gewährten die Städte einen prächtigen Anblick. Bald hier, bald da erglänzten unten die Lichter. Es nahm sich aus, als wenn man ein Stück Papier angezündet hat und sieht die vielen kleinen Funken, die schnell wieder verschwinden, wie Kinder, die aus der Schule eilen. Der Prinz klatschte in die Hände, doch der Ostwind bat ihn, sich lieber festzuhalten, sonst könnte er hinunterfallen und an einer Kirchturmspitze hängen bleiben.

Der Adler in den schwarzen Wäldern flog zwar leicht, aber der Ostwind flog leichter. „Jetzt kannst du schon den Himalaya sehen!“ sagte der Ostwind, „das ist das höchste Gebirge in Asien, bald werden wir den Garten des Paradieses erreichen!“ Sie wandten sich südwärts und der Duft von Gewürzen und Blumen stieg zu ihnen empor. Feigen und Granatäpfel wuchsen wild und die wilde Weinrebe trug blaue und rote Trauben. Hier ließen sich die beiden nieder und streckten sich in das Gras, wo die Blumen dem Winde zunickten, als wollten sie sagen: „Willkommen bei deiner Rückkehr!“

„Sind wir jetzt im Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

„Nein, noch nicht!“ erwiderte der Ostwind, aber wir werden nun bald dorthin kommen. Gewahrst du dort die Felsenwand und die große Höhle, vor der die Weinranken wie große, grüne Vorhänge herniederhängen? Dort müssen wir hindurch. Hülle dich ja in deinen Mantel, denn so heiß hier die Sonne auch brennt, nur einen einzigen Schritt weiter und es ist eisig kalt. Der Vogel, welcher an der Seite vorüberstreift, hat den einen Flügel draußen im warmen Sommer und den anderen drinnen im kalten Winter!“

„Das ist also der Weg zum Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

Nun gingen sie in die Höhle hinein. Hu, wie war es darin so eisig kalt! Doch dauerte es nicht lange. Der Ostwind breitete seine Flügel aus und sie leuchteten wie glänzendes Feuer. Nein, was für eine Höhle! Die großen Steinblöcke, von welchen das Wasser herniedertröpfelte, hingen in den seltsamsten Gestalten über ihnen. Bald war der Weg so eng, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und ausgedehnt wie in der freien Luft. Es sah aus wie Grabkapellen mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Fahnen.

„Wir gehen wohl den Todesweg zum Garten des Paradieses?“ meinte der Prinz, aber der Ostwind antwortete nicht ein Wort, zeigte nur vorwärts und das herrlichste blaue Licht strahlte ihnen entgegen. Die Steinblöcke über ihnen lösten sich mehr und mehr in Nebel auf, der endlich so klar und durchsichtig wurde wie eine weiße Wolke im Mondscheine.

Jetzt befanden sie sich in der lieblichsten milden Luft, so frisch wie auf den Bergen, so duftend wie bei den Rosen des Tales.

Da strömte ein Fluß, hell wie die Luft selbst, und die Fische glänzten wie Silber und Gold; purpurrote Aale, aus denen bei jeder Bewegung blaue Feuerfunken sprühten, spielten unten im Wasser und die breiten Blätter der Seerose hatten die Farben des Regenbogens; die Blume selbst war eine rötlich brennende Flamme, der das Wasser Nahrung gab, gerade wie die Lampe von dem Öle beständig ihre Nahrung empfängt. Eine feste Marmorbrücke, aber so künstlich und fein gearbeitet, als wäre sie von Spitzen und Glasperlen, führte über das Wasser zu der Insel der Glückseligkeit, wo der Garten des Paradieses blühte.

Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Weisen aus seiner Kindheit, wunderbar herrlich, wie keine menschliche Stimme zu singen vermag.

Waren es Palmenbäume oder riesengroße Wasserpflanzen, die hier wuchsen? So saftige und große Bäume hatte der Prinz noch nie zuvor gesehen. In langen Blumengewinden hingen da die seltsamsten Schlingpflanzen, wie sie sich nur auf dem Rande alter Legendenbücher in Farben und Gold abgebildet finden oder sich durch die Anfangsbuchstaben hindurchschlingen. Es waren die sonderbarsten Zusammensetzungen aus Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Im Grase dicht daneben stand ein Volk von Pfauen mit ausgebreiteten strahlenden Schweifen. Ja, ja, das war wirklich so! Als sie aber der Prinz anrührte, merkte er, daß es nicht Tiere, sondern Pflanzen waren. Es waren die großen Kletten, die hier wie der prächtige Schweif des Pfaues strahlten. Löwen und Tiger sprangen gleich geschmeidigen Katzen zwischen den grünen Hecken, die wie die Blüten des Ölbaums dufteten, und Löwen und Tiger waren zahm; die wilde Waldtaube, flimmernd wie die schönste Perle, streifte mit ihren Flügeln die Mähne des Löwen, und die sonst so scheue Antilope stand und nickte mit dem Kopfe, als ob auch sie mitspielen wollte.

Jetzt kam die Fee des Paradieses; ihre Kleider strahlten wie die Sonne und ihr Antlitz war mild wie das einer frohen Mutter, wenn sie über ihr Kind recht glücklich ist. Sie war jung und lieblich und die schönsten Mädchen, jedes mit einem leuchtenden Sterne im Haare, folgten ihr.

Der Ostwind gab ihr das geschriebene Blatt vom Vogel Phönix und ihre Augen strahlten vor Freude. Sie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr Schloß, dessen Wände in Farben glänzten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn man es gegen die Sonne hält. Die Decke selbst war eine große strahlende Blume, und je länger man hineinschaute, desto tiefer schien ihr Kelch.

Der Prinz trat an das Fenster und blickte durch eine der Scheiben. Da sah er den Baum der Erkenntnis mit der Schlange und Adam und Eva standen dicht daneben. „Sind sie nicht vertrieben?" fragte er und die Fee lächelte und erklärte ihm, die Zeit hätte auf jede Scheibe ihr Bild in dieser Weise eingebrannt. Aber nicht, wie man sonst Bilder zu sehen pflegt, nein, es war Leben darin, die Blätter der Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen wie in einem Spiegelbilde. Er sah durch eine andere Scheibe und erblickte dort Jakobs Traum, wo die Leiter bis in den Himmel ging, und die Engel mit großen Flügeln schwebten auf und nieder. Ja, alles, was in dieser Welt geschehen war, lebte und bewegte sich auf den Glasscheiben, so künstliche Gemälde konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen großen und hohen Saal, dessen Wände durchscheinende Gemälde zu sein schienen und auf welchen ein Antlitz immer schöner als das andere war. Millionen Seliger waren darauf dargestellt, die lächelten und sangen, so daß es in eine Melodie zusammenfloß. Die allerobersten waren so klein, daß sie kleiner erschienen als die kleinste Rosenknospe, die nur durch ein Pünktchen angedeutet ist. Mitten im Saale stand ein großer Baum mit herniederhängenden üppigen Zweigen; goldene Äpfel, große und kleine, hingen wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Es war der Baum der Erkenntnis, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tröpfelte ein leuchtender, roter Tautropfen. Es war, als weinte der Baum blutige Tränen.

„Laß uns nun in das Boot steigen!“ sagte die Fee, „dort wollen wir auf dem wogenden Wasser Erfrischungen zu uns nehmen. Das Boot schaukelt, bewegt sich jedoch nicht von der Stelle, allein alle Länder der Welt gleiten vor unseren Augen vorüber.“ Es war ein merkwürdiger Anblick, die ganze Küste in Bewegung zu sehen. Dort kamen die hohen, schneebedeckten Alpen, mit Wolken und dunklen Tannenbäumen, das Alpenhorn erklang tief wehmütig und der Hirt jodelte lustig im Tale. Nun wieder neigten die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige über das Boot hernieder, kohlschwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser und die eigentümlichsten Tiere und Blumen zeigten sich am Strande. Es war Neu-Holland, der fünfte Weltteil, der mit einer Aussicht auf die blauen Berge vorüberglitt. Man hörte den Gesang der Priester und sah den Tanz der Wilden beim Schalle der Trommeln und knöchernen Posaunen. Ägyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, umgestürzte Säulen und Sphinxe, halb im Sande begraben, eilten vorüber. Die Nordlichter flammten über den Gletschern des Nordens; es war ein Feuerwerk, das niemand nachahmen konnte. Der Prinz war glücklich, sah er doch hundertmal mehr, als wir hier erzählen.

„Und kann ich immer hier bleiben?“ fragte der Prinz.

„Das hängt von dir ab!“ antwortete die Fee. „Falls du dich nicht wie Adam nach Verbotenem gelüsten läßt, kannst du immer hier bleiben!“

„Ich werde nie die Aepfel auf dem Baume der Erkenntnis anrühren!“ sagte der Prinz. „Hier sind ja Tausende von Früchten, ebenso schön wie diese!“

„Prüfe dich selbst, und bist du nicht stark genug, so kehre wieder mit dem Ostwinde um, der dich hergebracht hat. Er fliegt nun zurück und kommt erst nach hundert Jahren wieder. Die Zeit wird dir an diesem Orte vergehen, als wären es nur hundert Stunden, aber für Versuchung und Sünde ist es doch eine lange Zeit. Jeden Abend, wenn ich mich von dir trenne, muß ich dir zurufen: „Komm mit!“, muß ich dir zuwinken, bleibe aber ja zurück. Geh nicht mit, denn mit jedem Schritte wird dein Verlangen wachsen; du kommst in den Saal, in welchem der Baum der Erkenntnis wächst; ich schlafe unter den duftenden Zweigen desselben, du wirst dich über mich

beugen und ich muß lächeln. Sowie du mir aber einen Kuß auf den Mund drückst, versinkt das Paradies tief in die Erde und ist für dich verloren. Der Wüste scharfer Wind wird dich umsausen, der kalte Regen aus deinem Haare träufeln. Trauer und Drangsal werden dein Erbteil!"

„Ich bleibe hier!" sagte der Prinz und der Ostwind küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Sei stark, so sind wir hier alle nach hundert Jahren wieder beisammen. Lebe wohl, lebe wohl!" Der Ostwind breitete seine großen Flügel aus; sie glänzten wie das Wetterleuchten in der Erntezeit oder wie das Nordlicht im kalten Winter. „Lebe wohl, lebe wohl!" riefen Blumen und Bäume. Störche und Pelikane flogen reihenweise wie flatternde Bänder und gaben ihm bis zur Grenze des Gartens das Geleite.

„Nun wollen wir unsere Tänze beginnen!" sagte die Fee. „Nach Beendigung derselben wirst du nach Untergang der Sonne sehen, daß ich dir winke, du wirst hören, daß ich dir zurufe: ‚Folge mir!' tue es aber nicht! Hundert Jahre lang muß ich es jeden Tag wiederholen. Nach jedem Siege über dich selbst gewinnst du mehr Kraft, zuletzt denkst du gar nicht mehr daran. Heute Abend geschieht es zum ersten Male; nun habe ich dich gewarnt!"

Die Fee führte ihn hierauf in einen großen Saal von weißen durchsichtigen Lilien, deren gelbe Staubfäden eine kleine Goldharfe bildeten, die mit Saitenspiel und Flötenton erklang. Die schönsten Mädchen, schwebend und schlank, in wogenden Flor gekleidet, schwebten im Tanze auf und ab und sangen, wie herrlich das Leben wäre, daß sie nimmer sterben würden und daß der Garten des Paradieses ewig blühte.

Die Sonne sank nieder, der ganze Himmel wurde ein Goldmeer, das den Lilien den glänzenden Schein der herrlichsten Rosen verlieh. Der Prinz trank von dem schäumenden Weine, welchen die Mädchen ihm darreichten, und er fühlte eine Glückseligkeit wie nie zuvor. Er bemerkte, wie der Hintergrund des Saales sich öffnete. Der Baum der Erkenntnis erstrahlte in einem Glanze, der seine Augen blendete. Der von dort herüberklingende Gesang war sanft und lieblich wie die Stimme seiner Mutter und ihm war, als ob sie sänge: „Mein Kind, mein geliebtes Kind!"

Da winkte die Fee und rief zärtlich: „Folge mir! Folge mir!“ Und er stürzte ihr nach, vergaß sein Versprechen, vergaß es schon den ersten Abend und sie winkte und lächelte. Der Duft, der gewürzte Duft ringsumher wurde stärker, die Harfen klangen immer lieblicher, und es war, als ob Millionen lächelnder Köpfe im Saale, wo der Baum wuchs, nickten und sängen: „Alles muß man kennen, der Mensch ist der Herr der Erde!“ Es waren nicht länger blutige Tränen, die von den Blättern des Baumes der Erkenntnis herniederfielen, es waren dem Anscheine nach rote funkelnde Sterne. „Folge mir! folge mir!“ klangen die bebenden Töne und bei jedem Schritte brannten des Prinzen Wangen heißer, pulsierte sein Blut heftiger. „Ich muß!“ sagte er, „es ist ja keine Sünde, kann es nicht sein! Weshalb der Schönheit und Freude nicht folgen! Nur sehen will ich sie, wie sie schläft. Es ist damit ja noch nichts verloren, wenn ich mich nur nicht hinreißen lasse, sie zu küssen, und das tue ich nicht, ich bin stark und habe einen festen Willen!“

Die Fee warf ihr strahlendes Gewand ab, beugte die Zweige zurück und einen Augenblick später war sie darin verschwunden.

„Ich habe noch nicht gesündigt,“ sagte der Prinz, „und will es auch nicht.“ Aber er zog doch die Zweige zur Seite. Da schlief sie schon, liebreizend, wie es nur die Fee im Garten des Paradieses sein kann. Sie lächelte im Traume; er beugte sich über sie nieder und sah Tränen zwischen ihren Augenwimpern beben.

„Weinst du über mich?“ flüsterte er. „Weine nicht, du herrliches Weib! Nun begreife ich erst des Paradieses Glück, es durchströmt mein Blut, durchströmt meine Gedanken. Des Cherubs Kraft und ewiges Leben fühle ich in meinem irdischen Körper. Möge ewige Nacht mich decken, aber eine Minute, wie diese, ist Reichtum genug.“ Und er küßte die Tränen von ihren Augen, sein Mund berührte den ihrigen.

Da ertönte ein Donnerschlag, so tief, so schrecklich, wie niemand ihn je gehört, und alles stürzte zusammen: die schöne Fee, das blühende Paradies sank, sank tief und immer tiefer. Der Prinz sah es in schwarze Nacht versinken, wie ein kleiner schimmernder Stern strahlte es in weiter Ferne. Todeskälte durchschauerte seine Glieder, er schloß seine Augen und lag lange Zeit wie tot da.

Der kalte Regen schlug ihm ins Gesicht, der scharfe Wind blies um seinen Körper, so daß er endlich wieder zur Besinnung kam. „Was habe ich getan!" seufzte er, „ich habe gesündigt wie Adam, gesündigt, daß das Paradies vor mir versunken ist!" Er öffnete die Augen; den Stern in weiter Ferne, den Stern, der wie das versunkene Paradies strahlte, sah er noch — es war der Morgenstern am Himmel.

Er richtete sich empor und befand sich in dem großen Walde dicht bei der Höhle der Winde und die Mutter der Winde saß an seiner Seite. Sie sah zornig aus und hob ihren Arm in die Höhe.

„Schon den ersten Abend!" sagte sie. „Ja, das dachte ich wohl. Wärest du mein Sohn, so solltest du in den Sack hinein!"

„Da soll er auch hineinkommen!" sagte der Tod. Es war ein starker alter Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen schwarzen Flügeln. „In den Sarg soll er gelegt werden. Aber jetzt noch nicht. Ich will ihn nur kennzeichnen und lasse ihn dann noch eine Weile auf der Welt herumwandern, seine Sünden abbüßen, gut und besser werden! Ich komme unverhofft. Wenn er es am wenigstens vermutet, stecke ich ihn in den schwarzen Sarg, setze ihn auf meinen Kopf und fliege zu den Sternen empor. Auch dort blüht ein Garten des Paradieses, und ist er gut und fromm, so soll er hineintreten. Ist aber sein Dichten und Trachten böse und sein Herz noch voller Sünde, dann sinkt er mit dem Sarge tiefer als das Paradies gesunken, und nur alle tausend Jahre hole ich ihn wieder, damit er tiefer sinke oder auf den funkelnden Stern da oben versetzt werde."

Der kleine Klaus und der große Klaus.

In einem Dorfe lebten zwei Männer, die beide denselben Namen hatten. Beide hießen Klaus, aber der eine besaß vier Pferde, der andere nur ein einziges Pferd. Um sie nun voneinander unterscheiden zu können, nannte man den mit den vier Pferden den großen Klaus und denjenigen, der nur ein einziges Pferd hatte, den kleinen Klaus. Nun wollen wir hören, was sich mit den beiden ereignete, denn es ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen; darauf half ihm der große Klaus wieder mit allen seinen vieren, jedoch nur einmal in der Woche, und das war des Sonntags. Hussa! wie knallte der kleine Klaus mit seiner Peitsche über alle fünf Pferde hin, sie waren ja nur den einen Tag so gut wie sein. Die Sonne schien so herrlich und alle Glocken auf dem Kirchturme läuteten zur Kirche, die Leute waren so geputzt und gingen mit dem Gesangbuche unter dem Arme hin, um die Predigt anzuhören; sie sahen nach dem kleinen Klaus, der pflügte mit fünf Pferden und war so vergnügt, daß er wieder mit der Peitsche knallte und rief: „Hopp, alle meine Pferde!"

„Das darfst du nicht sagen," meinte der große Klaus, „es gehört dir ja nur das eine Pferd!"

Aber als wieder jemand nach der Kirche vorbeiging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht sagen durfte, und da rief er: „Hopp, alle meine fünf, Pferde!"

„Nun muß ich aber bitten, es bleiben zu lassen," sagte der große Klaus „denn sagst du es noch einmal, so schlage ich dein Pferd vor den Kopf, daß es tot liegen bleibt; dann ist es vorbei mit ihm!"

„Ich will es gewiß nicht mehr sagen," antwortete der kleine Klaus; als aber Leute vorbeikamen und ihm einen guten Tag zunickten, wurde er so vergnügt und es dünkte ihm so schön auszusehen, daß er fünf Pferde hätte, daß er mit der Peitsche knallte und rief: „Hottehü, alle meine Pferde!"

„Ich werde deine Pferde behottehüen," sagte der große Klaus und nahm einen Spannpflock und schlug des kleinen Klaus einziges Pferd vor den Kopf, so daß es umfiel und mausetot war.

„Ach, nun habe ich gar kein Pferd mehr!" sagte der kleine Klaus und begann zu weinen. Darauf häutete er das Pferd ab und ließ das Fell gut am Winde trocknen, steckte es dann in einen Sack, den er auf den Rücken nahm, und ging nach der Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Er hatte einen langen Weg zu gehen, mußte durch einen großen, dunkeln Wald, und nun wurde es entsetzlich schlechtes Wetter; er verirrte sich völlig, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend und allzuweit, um vor Einbruch der Nacht die Stadt zu erreichen oder wieder nach Hause zu kommen. Dicht am Wege lag ein großer Bauernhof; die Laden waren draußen vor den Fenstern geschlossen, aber das Licht konnte doch darüber hinausscheinen. „Dort erlaubt man mir vielleicht zu übernachten," dachte der kleine Klaus, ging hin und klopfte an. Die Bauernfrau öffnete, als sie aber hörte, was er wollte, sagte sie, er sollte seiner Wege gehen, ihr Mann wäre nicht daheim und sie nähme keinen Fremden auf.

„Nun, so muß ich draußen liegen bleiben," sagte der kleine Klaus und die Bauernfrau riegelte ihm die Türe vor der Nase zu.

Dicht dabei stand ein großer Heuschober und zwischen ihm und dem Hause war ein kleiner Schuppen mit flachem Strohdache gebaut.

„Da oben kann ich liegen," sagte der kleine Klaus, als er das Dach wahrnahm, „das ist ja ein vortreffliches Bett; der Storch wird wohl nicht herunterfliegen und mich in die Beine beißen." Denn ein lebendiger Storch stand oben auf dem Dache, wo er sein Nest hatte.

Nun kletterte der kleine Klaus auf den Schuppen hinauf, wo er sich niederlegte. Die hölzernen Fensterladen schlossen oben nicht und so konnte er gerade in die Stube hineinsehen.

Darin war ein großer Tisch gedeckt und mitten darauf Wein und Braten und ein delikater Fisch. Die Bauernfrau und der Küster saßen bei Tische und sonst kein anderer, sie schenkte ihm ein und er machte sich über den Fisch her, denn das war etwas für seinen Schnabel.

„Wer doch auch etwas davon abbekommen könnte!" sagte der kleine Klaus und reckte den Kopf gerade gegen das Fenster. Potztausend, welch herrlichen Kuchen er da konnte stehen sehen! Ja, das war ein Schmaus!

Plötzlich hörte er, wie jemand von der Landstraße auf das Haus zugeritten kam; es war der Mann der Bauernfrau, der nach Hause kam.

Er war so weit ein ganz guter Mann, aber er hatte die wunderliche Schwachheit, daß er den Anblick eines Küsters nicht vertragen konnte. Kam ihm ein Küster vor Augen, wurde er ganz rasend. Das war auch die Ursache, warum der Küster hingegangen war, der Frau guten Tag zu sagen, denn er wußte, daß ihr Mann nicht zu Hause war, und die gute Frau setzte ihm deshalb die herrlichsten Speisen vor, die sie hatte. Als sie nun den Mann kommen hörten, erschraken sie sehr und die Frau bat den Küster, in eine große, leere Lade, die in einer Ecke stand, hineinzukriechen. Das tat er auch, denn er wußte ja, daß der arme Mann den Anblick eines Küsters nicht vertragen konnte. Die Frau versteckte hurtig all das herrliche Essen und den Wein in ihren Backofen, denn hätte es der Mann zu sehen bekommen, so hätte er doch gewiß gefragt, was das zu bedeuten hätte.

„Ach ja!" seufzte der kleine Klaus oben auf dem Schuppen, als er all das Essen verschwinden sah.

„Ist jemand da oben?" fragte der Bauer und sah zu dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegst du da? komm lieber mit in die Stube hinein!"

Da erzählte der kleine Klaus, wie er sich verirrt hätte, und bat, bei ihm übernachten zu dürfen. „Ja freilich," sagte der Bauer, „aber nun müssen wir erst etwas zu leben haben."

Die Frau empfing beide außerordentlich freundlich, deckte einen Tisch und gab ihnen eine große Schüssel Grütze. Der Bauer aß mit großem Appetit, aber der kleine Klaus konnte nicht aufhören, an den delikaten Braten, Fisch und Kuchen zu denken, die im Backofen standen.

Unter den Tisch zu seinen Füßen hatte er den Sack mit der Pferdehaut hingelegt, denn wir wissen ja, daß er sich ihretwegen auf den Weg gemacht hatte, um sie in der Stadt zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm gar nicht schmecken. So trat er denn auf seinen Sack und die trockne Haut im Sacke knarrte laut. „Pst!" sagte der kleine Klaus zu seinem Sacke, trat jedoch zugleich wieder auf den Sack, daß er noch lauter als zuvor knarrte.

„Sieh! was hast du denn in deinem Sacke?" fragte der Bauer.

„O, es ist ein Zauberer," sagte der kleine Klaus, „er sagt, wir sollten keine Grütze essen; er hätte den ganzen Ofen voll Braten, Fisch und Kuchen gehext!"

„Nicht möglich!" sagte der Bauer und öffnete schnell den Ofen, wo er all die herrlichen Speisen erblickte, die seine Frau darin versteckt hatte, die aber, wie er nun glaubte, der Zauberer im Sacke für sie hineingehext hatte. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte sogleich die Speisen auf den Tisch; so aßen sie sowohl vom Fische, als auch vom Braten und Kuchen. Gleich trat der kleine Klaus wieder auf den Sack, daß die Haut knarrte.

„Was sagt er nun?" fragte der Bauer.

„Er sagt," antwortete der kleine Klaus, „er hätte für uns auch drei Flaschen Wein hergehext; sie ständen ebenfalls im Ofen!" Nun mußte die Frau den Wein, welchen sie versteckt hatte, hervorholen, und der Bauer trank und wurde gar lustig; einen solchen Zauberer, wie der kleine Klaus im Sacke hatte, den hätte er gar zu gern gehabt.

„Kann er auch wohl den Teufel herhexen?" fragte der Bauer; „den möchte ich gern sehen, denn nun bin ich lustig!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann alles, was ich verlange. Nicht wahr? du!" fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörst du? Er sagt ja! Aber der Teufel sieht häßlich aus; es ist nicht der Mühe wert, ihn zu sehen."

„O, mir ist gar nicht bange! Wie mag er wohl aussehen?"

„Ja, er will sich wie ein leibhaftiger Küster zeigen!"

„Hu!" sagte der Bauer, „das wäre freilich häßlich! Ihr müßt wissen, daß ich den Anblick eines Küsters nicht vertragen kann. Aber das tut nichts,

ich weiß ja, daß es der Teufel ist, so werde ich mich wohl besser darein finden. Nun habe ich Mut, aber er darf mir nicht zu nahe kommen!"

„Paß auf! Jetzt werde ich meinen Zauberer fragen," sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr hin.

„Was sagt er?"

„Er sagt, Ihr könntet hingehen und die Lade, welche in der Ecke steht, aufschlagen, so würdet Ihr den Teufel darin hocken sehen; aber Ihr müßtet den Deckel in der Hand behalten, damit der Böse nicht echappierte."

„Wollt Ihr ihn mir halten helfen?" sagte der Bauer und ging zu der Lade hin, in der die Frau den wirklichen Küster versteckt hatte, der nun darin saß und vor Angst mit den Zähnen klapperte.

Der Bauer hob den Deckel ein wenig empor und guckte hinein. „Hu!" schrie er und sprang zurück. „Ja, nun habe ich ihn gesehen, er sah vollkommen aus, als ob es unser Küster wäre! Nein, das war schrecklich!"

Darauf mußte man trinken und so tranken sie tief in die Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt du mir verkaufen," sagte der Bauer; „verlange für ihn, was du willst! Ja, ich gebe dir gleich einen Scheffel Geld!"

„Nein, das kann ich nicht!" sagte der kleine Klaus; „bedenke doch, wieviel Nutzen ich von diesem Zauberer haben kann!"

„Ach, ich möchte ihn gar zu gern haben!" sagte der Bauer und hörte nicht auf, ihn zu bitten.

„Nun," sagte der kleine Klaus endlich, „da du so gut gewesen bist, mir heute Nacht Obdach zu gewähren, so mag es meinetwegen sein. Du sollst den Zauberer für einen Scheffel Geld bekommen, aber ich will ihn gehäuft voll haben."

„Das sollst du bekommen," sagte der Bauer, „aber die Lade dort mußt du mit dir nehmen, ich will sie nicht eine Stunde länger im Hause behalten, denn man kann nicht wissen, ob er nicht noch darin sitzt!"

Der kleine Klaus gab dem Bauer seinen Sack mit der trocknen Haut und bekam einen ganzen Scheffel Geld bis oben heran voll für denselben. Der Bauer verehrte ihm sogar noch einen großen Schubkarren, um das Geld und die Lade darauf fortzufahren.

„Lebe wohl!“ sagte der kleine Klaus und darauf fuhr er mit seinem Gelde und der großen Lade, worin der Küster noch immer saß, seiner Wege.

Auf der andern Seite des Waldes war ein großer, tiefer Bach; das Wasser schoß so rauschend dahin, daß man kaum gegen den Strom schwimmen konnte. Man hatte eine Brücke darüber gebaut; mitten auf derselben hielt der kleine Klaus still und sagte laut, damit es der Küster in der Lade hören konnte:

„Was soll ich nur mit der Lade anfangen? Sie ist so schwer, als ob Steine darin wären! Ich werde ganz matt, wenn ich noch weiter fahre. Ich will sie lieber in den Bach werfen; schwimmt sie dann zu mir nach Hause, so ist es gut, und tut sie es nicht, so verschlägt es auch nicht viel!“

Nun packte er die Lade mit der einen Hand an und hob sie ein wenig auf, just als ob er sie in das Wasser stürzen wollte. „Nein, laß sein!“ rief der Küster in der Kiste; „laß mich nur erst hinaus!“

„Hu!“ sagte der kleine Klaus und tat, als finge er sich zu fürchten an. „Er sitzt noch darin! Schnell mit ihm in den Bach hinein, damit er ertrinkt!“

„O nein, o nein!“ rief der Küster, tue es nicht und ich will dir einen ganzen Scheffel Geld geben!“

„Ja, das ist eine andere Sache!“ sagte der kleine Klaus und öffnete die Lade. Der Küster kroch sogleich heraus, stieß die leere Lade in das Wasser und ging nach Hause, wo der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld erhielt. Einen hatte er ja schon vorher von dem Bauer erhalten, nun hatte er den ganzen Schubkarren voll Geld! — —

„Sieh, das Pferd bekam ich recht gut bezahlt!“ sagte er zu sich selbst, als er zu Hause angekommen war und in seiner Stube alles Geld mitten auf dem Fußboden zu einem großen Haufen aufschüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er erfährt, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin, aber ich will es ihm doch nicht gerade heraus sagen.“

Nun schickte er einen Jungen zum großen Klaus und ließ um ein Scheffelmaß bitten. „Was er nur damit will!“ dachte der große Klaus und bestrich den Boden desselben mit Teer, damit von dem, was gemessen wurde, etwas hängen bleiben könnte. Und so geschah es auch, denn als er den Scheffel zurück erhielt, klebten drei große neue Silbermünzen daran.

„Was ist das?“ sagte der große Klaus und lief sofort zu dem kleinen. „Wo hast du alles das Geld herbekommen?“

„O, das ist für meine Pferdehaut, die ich gestern abend verkaufte.“

„Potztausend, das war gut bezahlt!“ sagte der große Klaus, lief nach Hause, ergriff eine Axt und schlug alle seine vier Pferde vor den Kopf. Darauf zog er ihnen die Haut ab und fuhr mit ihnen nach der Stadt.

„Häute, Häute! Wer kauft Häute? rief er durch die Straßen.

Alle Schuhmacher und Gerber kamen angelaufen und fragten, was er für sie verlangte.

„Einen Scheffel Geld für jede,“ sagte der große Klaus.

„Bist du närrisch?“ sagten alle, glaubst du, wir hätten das Geld scheffelweis?

„Häute, Häute! Wer kauft Häute?“ rief er wieder, aber allen, die nach dem Preise fragten, antwortete er: „Einen Scheffel Geld.“

„Er will uns zum besten haben!“ riefen alle und nun ergriffen die Schuhmacher ihre Spannriemen und die Gerber ihre Schurzfelle und fingen an, auf den großen Klaus loszuprügeln.

„Häute, Häute!“ spotteten sie ihm nach; „wart, du sollst von uns eine Haut bekommen, die grün und gelb gezeichnet ist. Heraus mit ihm aus der Stadt!“ riefen sie und der große Klaus mußte aus Leibeskräften laufen. So gründlich war er noch nie durchgeprügelt worden. — —

„Wart!“ sagte er, als er nach Hause kam, „dafür soll der kleine Klaus mir büßen; ich schlage ihn tot!“

Aber zu Hause beim kleinen Klaus war die alte Großmutter gestorben. Sie war zwar stets sehr heftig und böse gegen ihn gewesen, aber er war doch recht betrübt, nahm die tote Frau und legte sie in sein warmes Bett, in der Hoffnung, er könne sie dadurch wieder zum Leben zurückbringen. Dort sollte sie die ganze Nacht liegen, er selbst wollte sich in einen Winkel setzen und auf einem Stuhle schlafen, wie er schon vorher getan hatte.

Als er nun nachts so dasaß, ging die Türe auf und der große Klaus trat mit seiner Axt herein. Er wußte schon, wo des kleinen Klaus Bett stand, ging gerade auf dasselbe los und schlug nun die tote Großmutter vor den Kopf, weil er glaubte, daß es der kleine Klaus wäre.

„Da hast du es!" sagte er, „nun wird es dir vergehen, dich über mich lustig zu machen!" Und darauf ging er wieder nach Hause.

„Das ist doch ein schlimmer, böser Mann," sagte der kleine Klaus; „da dachte er mich totzuschlagen. Es war doch für die alte Mutter gut, daß sie schon tot war, sonst hätte er ihr das Leben genommen!"

Nun zog er der alten Großmutter ihre Sonntagskleider an, lieh sich von dem Nachbar ein Pferd, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hintersten Sitz, so daß sie beim Fahren nicht herausfallen konnte, und so rollten sie vorwärts durch den Wald. Als die Sonne aufging, befanden sie sich schon vor einem großen Kruge, wo der kleine Klaus stille hielt, um zu frühstücken.

Der Wirt hatte viel, viel Geld, er war auch ein sehr guter Mann, aber hitzig, als wenn Pfeffer und Tabak in ihm wären.

„Guten Morgen!" sagte er zum kleinen Klaus, „du hast dich heute früh in die Sonntagskleider geworfen!"

„Ja!" sagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner alten Großmutter nach der Stadt, sie sitzt draußen auf dem Wagen; ich kann sie nicht in die Stube hineinbekommen. Wollt Ihr derselben nicht ein Glas Met bringen? Ihr müßt aber recht laut schreien, denn sie kann nicht gut hören."

„Das soll geschehen!" sagte der Wirt und schenkte ein Glas Met ein, mit dem er zur toten Großmutter, die aufrecht im Wagen saß, hinausging.

„Hier ist ein Glas Wein von Ihrem Sohne!" sagte der Wirt, aber die tote Frau erwiderte nicht ein einziges Wort, sondern saß ganz still.

„Hört Ihr nicht!" schrie der Wirt, so laut er nur konnte; „hier ist ein Glas Met von Ihrem Sohne!" Noch einmal rief er dasselbe und dann noch einmal; da sie sich aber durchaus nicht von der Stelle rührte, wurde er zornig und warf ihr das Glas gerade ins Gesicht, so daß ihr der Met über die Nase hinunterströmte und sie im Wagen hintenüberfiel, denn sie war nur aufrecht hingesetzt, aber nicht festgebunden.

„Holla!" rief der kleine Klaus, sprang zur Türe hinaus und faßte den Wirt an der Brust, „du hast meine Großmutter getötet! Schau hin, da hat sie ein großes Loch in der Stirn!"

„O, was für ein Unglück!“ rief der Wirt und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; „das kommt alles von meiner Hitze! Süßer kleiner Klaus, ich will dir einen ganzen Scheffel Geld geben und deine Großmutter begraben lassen, als wenn sie meine eigene wäre, aber schweige nur still, sonst schlagen sie mir den Kopf ab, und das ist so häßlich!“

So erhielt der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld und der Wirt begrub die alte Großmutter, als wäre es seine eigene gewesen. — —

Als der kleine Klaus mit dem vielen Gelde wieder nach Hause kam, sandte er gleich seinen Jungen zum großen Klaus hinüber, um denselben zu bitten, ob er ihm nicht ein Scheffelmaß leihen wollte.

„Was ist das?“ sagte der große Klaus; „habe ich ihn denn nicht totgeschlagen? Da muß ich selbst einmal nachsehen!“ Und so ging er selbst mit dem Scheffel zum kleinen Klaus hinüber.

„Nein! Wo hast du all das Geld herbekommen?“ fragte er und riß die Augen beim Anblick des neuen Geldhaufens gewaltig auf.

„Nicht mich, sondern meine Großmutter hast du erschlagen!“ sagte der kleine Klaus; „ich habe sie verkauft und einen Scheffel Geld erhalten.“

„Das ist wahrhaftig gut bezahlt!“ sagte der große Klaus und eilte heim, nahm eine Art und schlug sogleich seine alte Großmutter tot, legte sie auf den Wagen, fuhr nach der Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen toten Menschen kaufen wollte!

„Wer ist es und wo habt Ihr ihn herbekommen?“ fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!“ sagte der große Klaus, ich habe sie totgeschlagen, um sie gegen einen Scheffel Geld zu verkaufen.“

„Gott bewahre uns!“ sagte der Apotheker. „Ihr müßt in Fieberhitze sprechen! Redet nicht dergleichen Zeug, sonst könntet Ihr den Kopf verlieren!“ Und nun las er ihm gründlich den Text, setzte ihm auseinander, was für eine entsetzliche Schandtat er begangen hätte und welch ein schlechter Mensch er wäre und daß er Strafe verdiente. Der große Klaus erschrak darüber so sehr, daß er direkt aus der Apotheke auf den Wagen sprang, auf die Pferde einhieb und heimfuhr. Aber der Apotheker und alle Leute glaubten, er wäre verrückt, und ließen ihn deshalb fahren, wohin er wollte. — —

„Das will ich dir vergelten!“ sagte der große Klaus, als er draußen auf der Landstraße war; „ja, das sollst du mir bezahlen, kleiner Klaus!“ und nun nahm er, sobald er nach Hause gekommen war, den größten Sack, den er finden konnte, ging zum kleinen Klaus hinüber und sagte: „Nun hast du mich wieder zum besten gehabt. Erst schlug ich meine Pferde tot, dann meine alte Großmutter! Das ist bloß deine Schuld, aber nie sollst du mich wieder zum besten haben!“ und dann packte er den kleinen Klaus um den Leib und steckte ihn in seinen Sack, nahm ihn auf den Rücken und rief ihm zu: „Jetzt gehe ich und ertränke dich!“

Man mußte eine lange Strecke gehen, bis man zum Bache kam, und der kleine Klaus war nicht so leicht zu tragen. Der Weg führte dicht an der Kirche vorüber, die Orgel spielte und die Leute sangen so schön darin; da setzte der große Klaus seinen Sack mit dem kleinen Klaus dicht neben der Kirchentüre nieder und dachte, es würde ganz gut sein, wenn er erst hineinträte und ein Lied mitsänge, ehe er weiter ginge: der kleine Klaus könne ja nicht entwischen und alle Leute wären in der Kirche. So ging er denn hinein.

„O weh, o weh!“ seufzte der kleine Klaus inwendig im Sacke; er drehte sich und drehte sich, aber es war ihm nicht möglich, die Bande zu lösen. In dem Augenblick kam der Kuhhirt, mit schneeweißem Haar und einem großen Stock in der Hand, vorüber; er trieb eine ganze Herde Kühe und Stiere vor sich her; sie liefen gegen den Sack, in welchem der kleine Klaus saß, so daß er umfiel. „O weh!“ seufzte der kleine Klaus, „ich bin noch so jung und soll schon ins Himmelreich!“

„Und ich Armer,“ sagte der Kuhhirt, „bin schon so alt und kann noch immer nicht dahinkommen!“

„Binde den Sack auf!“ rief der kleine Klaus, „krieche statt meiner hinein, so kommst du sogleich ins Himmelreich!“

„Ja, das will ich mit Freuden tun,“ sagte der Kuhhirt und band dem kleinen Klaus den Sack auf, der nun sofort herausprang.

„Willst du nun auf das Vieh aufpassen?“ sagte der alte Mann und kroch in den Sack hinein, den der kleine Klaus zuband und dann mit allen Kühen und Stieren seines Weges ging.

Unmittelbar danach kam der große Klaus aus der Kirche und nahm seinen Sack wieder auf den Rücken. Freilich kam es ihm vor, als ob derselbe gar leicht geworden wäre, denn der alte Kuhhirt war kaum halb so schwer als der kleine Klaus. „Wie leicht er jetzt zu tragen ist! Das ist der Lohn dafür, daß ich ein Kirchenlied mit angehört habe!“ So ging er zu dem Bache, der tief und groß war, warf den Sack mit dem alten Kuhhirten in das Wasser und rief ihm nach, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus wäre: „Sieh! Nun sollst du dich nicht mehr über mich lustig machen!“

Darauf ging er heimwärts; als er aber an den Kreuzweg kam, begegnete er dem kleinen Klaus, der all sein Vieh vor sich hertrieb.

„Was ist das!“ rief der große Klaus, „habe ich dich nicht ertränkt?“

„Ja!“ sagte der kleine Klaus, „du warfst mich ja vor kaum einer halben Stunde in den Bach!“

„Aber wo hast du all das schöne Vieh her?“ fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!“ sagte der kleine Klaus. „Ich will dir die ganze Geschichte erzählen und will mich auch bestens bedankt haben, daß du mich ertränktest, denn nun bin ich oben auf, bin ordentlich reich, das kannst du mir glauben! Mir war so bange, als ich im Sacke steckte und mir der Wind um die Nase pfiff, so bange, als du mich von der Brücke hinunter in das kalte Wasser warfst! Ich sank sogleich auf den Grund, stieß mich aber nicht, denn da unten wächst das feinste weiche Gras. Darauf fiel ich und sogleich wurde der Sack geöffnet, und die schönste Jungfrau in schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranze um das Haar, nahm mich bei der Hand und sagte: „„Bist du da, kleiner Klaus? Da hast du für das erste einiges Vieh. Eine Meile weiter auf dem Wege steht noch eine ganze Trift, die ich dir ebenfalls verehren will.““ Nun bemerkte ich, daß der Bach eine große Landstraße für das Meervolk war. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren Leute gerade von der See her mitten in das Land hinein bis zur Quelle des Baches. Wie reizend war es da, wie viele Blumen und frisches Gras gab es überall! Die Fische, die im Wasser schwammen, schossen mir blitzschnell an den Ohren vorüber, wie hier die Vögel in der Luft. Was waren da für schmucke Leute, und nun erst das Vieh, das an Gräben und Hecken weidete.“

„Aber warum bist du gleich wieder heraufgekommen?“ fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht getan, wenn es unten so schön ist.“

„Je nun!“ sagte der kleine Klaus, „das ist just sehr pfiffig von mir. Du hörst ja doch, wie ich dir erzähle: Die Seejungfrau sagte, eine Meile weiter auf dem Wege — unter dem Wege versteht sie ja den Bach, da sie nirgends anders hinkommen kann — stände noch eine ganze Trift Vieh für mich.

Wie ich weiß, macht der Bach bald hier, bald da Krümmungen. Das ist ein schrecklicher Umweg. Nein, da kürzt man doch viel ab, wenn man auf das Land emporsteigt und querüber nach dem Bache treibt. Dabei spare ich fast eine halbe Meile und komme eher zu meinem Seevieh!"

„O, du bist ein glücklicher Mann!" sagte der große Klaus. „Denkst du, ich würde ebenfalls Seevieh bekommen, wenn ich auf den Grund des Baches hinunter käme?"

„Ja, das sollte ich meinen!" sagte der kleine Klaus, „aber ich kann dich nicht im Sacke bis an den Bach hintragen; dazu bist du mir zu schwer. Willst du aber selbst dahingehen und dann in den Sack kriechen, so will ich dich mit dem größten Vergnügen hineinwerfen."

„Besten Dank!" sagte der große Klaus, „bekomme ich aber kein Seevieh, wenn ich hinunterkomme, dann prügle ich dich tüchtig durch. Darauf kannst du dich verlassen."

„O nein. Sei nicht so schlimm!" Nun gingen sie zum Bache hin. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser sah, lief es, so schnell es konnte, zur Tränke hinunter. „Sieh, wie eilig es hat!" sagte der kleine Klaus, „es sehnt sich danach, wieder auf den Grund hinunterzukommen!"

„Ja, hilf mir nur erst!" sagte der große Klaus, „denn sonst bekommst du Prügel," und dann kroch er in einen großen Sack, der quer über dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Lege einen Stein hinein, denn sonst befürchte ich, daß ich nicht untersinke!" sagte der große Klaus.

„Es geht schon!" sagte der kleine Klaus, legte aber doch einen großen Stein in den Sack, zog das Band zu und stemmte sich dagegen. Plumps! Da lag der große Klaus im Bache und sank sogleich auf den Grund.

„Ich fürchte, ich fürchte, er findet am Ende das Vieh doch nicht!" sagte der kleine Klaus und trieb dann mit dem, was er hatte, heimwärts.

In China, das wird dir wohl bekannt sein, ist der Kaiser ein Chinese und alle, die ihn umgeben, sind auch Chinesen. Es sind nun schon viele Jahre her, aber gerade deshalb ist es der Mühe wert, die Geschichte zu hören, denn man vergißt sie sonst. Das Schloß des Kaisers war das prächtigste in der Welt, durch und durch von feinem Porzellan, so kostbar, aber auch so zerbrechlich, so gefährlich daran zu rühren, daß man sich ordentlich in acht nehmen mußte. Im Garten sah man die merkwürdigsten Blumen und an den allerprächtigsten waren silberne Glocken befestigt, die fortwährend tönten, damit man nicht vorüberginge, ohne die Blumen zu bemerken. Alles war im Garten des Kaisers auf das Scharfsinnigste ausgegrübelt und er erstreckte sich so weit, daß selbst der Gärtner das Ende desselben nicht kannte. Schritt man rüstig weiter, so gelangte man in den herrlichen Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. Der Wald stieß an das Meer, welches blau und tief war. Große Schiffe konnten unter den überhängenden Zweigen hinsegeln und in diesen wohnte eine Nachtigall, welche so schmelzend sang, daß selbst der arme Fischer, der vollauf von seinem Geschäfte in Anspruch genommen war, still lag und lauschte, wenn er nachts ausgefahren war, sein Netz aufzuziehen, und dann die Nachtigall hörte. „Mein Gott, wie ist das schön!" sagte er, dann aber mußte er seinem Gewerbe nachgehen und vergaß den Vogel. Doch wenn derselbe in der nächsten Nacht wieder sang und der Fischer dorthin kam, wiederholte er: „Mein Gott, wie ist das doch schön!"

Von allen Ländern der Welt kamen Reisende nach der Stadt des Kaisers und bewunderten dieselbe, das Schloß und den Garten; vernahmen sie aber die Nachtigall, dann sagten sie alle: „Das ist doch das Allerbeste!"

Die Reisenden erzählten davon nach ihrer Heimkunft und die Gelehrten schrieben Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten, aber die Nachtigall vergaßen sie nicht, der wurde das Hauptkapitel gewidmet; und die, welche dichten konnten, schrieben die herrlichsten Gedichte über die Nachtigall im Walde bei dem tiefen See.

Die Bücher wurden in alle Sprachen übersetzt und einige gerieten dann auch einmal dem Kaiser in die Hände. Er saß in seinem goldenen Stuhl, las und las und nickte jeden Augenblick mit dem Kopfe, denn es freute ihn, diese prächtigen Beschreibungen von der Stadt, dem Schlosse und dem Garten zu vernehmen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!" stand da geschrieben.

„Was soll das heißen?" sagte der Kaiser. „Die Nachtigall? Die kenne ich ja gar nicht. Gibt es einen solchen Vogel in meinem Kaiserreiche und sogar in meinem eigenen Garten? Davon habe ich nie gehört! So etwas muß man erst aus den Büchern erfahren!"

Darauf rief er seinen Kavalier, der so vornehm war, daß er, wenn ihn ein Geringerer anzureden begann oder um etwas zu fragen wagte, nichts als „P!" antwortete und „P!" hat doch nichts zu bedeuten.

„Hier soll sich ja ein höchst merkwürdiger Vogel aufhalten, der Nachtigall genannt wird!" redete ihn der Kaiser an. „Man sagt, daß er das Allerbeste in meinem großen Reiche ist! Weshalb hat man mir nie etwas von demselben gesagt?"

„Ich habe ihn nie vorher nennen hören!" sagte der Kavalier; „er ist nie bei Hofe vorgestellt worden!"

„Ich will, daß er heute Abend herkommt und vor mir singt!" fuhr der Kaiser fort. „Die ganze Welt weiß, was ich habe, und ich weiß es nicht."

„Ich habe ihn nie vorher nennen hören!" entgegnete der Kavalier, „aber ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden!"

Aber wo war er zu finden? Der Kavalier lief treppauf und treppab, durch Säle und Gänge, keiner von allen, die er traf, hatte von der Nachtigall je reden hören; und der Kavalier lief zum Kaiser und behauptete, es müßte eine Fabel der Buchschreiber sein. „Ew. kaiserliche Majestät

können sich gar nicht vorstellen, was alles geschrieben wird. Das sind Erdichtungen und gehören zur sogenannten schwarzen Kunst!"

„Allein das Buch, in dem ich es gelesen habe," versetzte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigen Kaiser von Japan geschickt worden und folglich kann es keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören! Sie soll heute Abend hier sein! Sie steht in meiner allerhöchsten Gnade!"

„Tsing-Pe!" sagte der Kavalier und lief wieder treppauf und treppab, durch alle Säle und Gänge und der halbe Hof lief mit. Da war ein Fragen nach der merkwürdigen Nachtigall, die alle Welt kannte, nur niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein kleines, armes Küchenmädchen. Sie sagte: „O Gott, die Nachtigall! Die kenne ich gut! Ja, wie kann die singen! Jeden Abend darf ich meiner armen kranken Mutter einige Speisereste bringen. Sie wohnt unten am Meeresufer, und wenn ich zurückkehre, müde bin und im Walde ruhe, dann höre ich die Nachtigall singen. Die Tränen treten mir dabei in die Augen, es kommt mir gerade so vor, als ob mich meine Mutter küßte!"

„Kleines Küchenmädchen!" sagte der Kavalier, „ich will Ihr eine feste Anstellung in der Küche und die Erlaubnis, den Kaiser speisen zu sehen, verschaffen, falls Sie uns zur Nachtigall führen kann, denn sie ist heute Abend zum Gesang befohlen!"

Darauf zogen sie alle nach dem Walde hinaus, wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie im besten Marsche waren, fing eine Kuh zu brüllen an.

„O!" sagte ein Hofjunker, „nun haben wir sie! Es steckt doch wirklich eine ganz außerordentliche Kraft in einem so kleinen Tierchen. Ich habe sie sicher schon früher einmal gehört!"

„Nein, das sind Kühe, welche brüllen!" sagte das kleine Küchenmädchen; „wir sind noch weit von der Stelle entfernt!"

Jetzt quakten die Frösche im Sumpfe.

„Herrlich!" sagte der chinesische Schloßprediger. „Nun höre ich sie; es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken!"

„Nein, das sind die Frösche!“ versetzte das kleine Küchenmädchen. „Aber nun werden wir sie, denke ich, bald hören!“

Da begann die Nachtigall zu schlagen.

„Das ist sie!“ rief das kleine Mädchen, „hört, hört, und dort sitzt sie!“ und dabei zeigte sie auf einen kleinen, grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Ist es möglich!“ sagte der Kavalier, „so hätte ich sie mir nimmer vorgestellt! Wie einfach sie aussieht! Sie ist sicher erbleicht, weil sie so viel vornehme Leute um sich sieht!“

„Kleine Nachtigall!“ rief das kleine Küchenmädchen ganz laut, „unser allergnädigster Kaiser wünscht, daß du vor ihm singst!“

„Mit größtem Vergnügen!“ erwiderte die Nachtigall und sang dann, daß es eine wahre Lust war.

„Es klingt gerade wie Glasglocken!“ sagte der Kavalier, „und seht nur die kleine Kehle, wie die sich anstrengt! Es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben! Sie wird einen großen Erfolg bei Hofe haben!“

Soll ich noch einmal vor dem Kaiser singen?“ fragte die Nachtigall, welche glaubte, daß der Kaiser zugegen wäre.

„Meine vortreffliche, liebe Nachtigall!“ sagte der Kavalier, „ich habe die große Freude, Sie zu einem Hoffeste heute Abend zu befehlen, wo Sie Seine kaiserliche Gnaden mit Ihrem reizenden Gesange bezaubern sollen!“

„Es nimmt sich im Grünen am besten aus!“ entgegnete die Nachtigall, aber sie ging doch mit, als sie hörte, daß es der Kaiser wünschte.

Im Schlosse war alles im festlichen Staate. Wände und Fußboden, die von Porzellan waren, erglänzten im Scheine vieler tausend goldener Lampen. Die schönsten Blumen, die recht laut klingeln konnten, waren in den Gängen aufgestellt. Da war ein Laufen und machte sich ein gewaltiger Zugwind fühlbar und alle Glocken klingelten so unaufhörlich, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Mitten in dem Saale, wo der Kaiser saß, war eine goldene Säule aufgestellt, auf welcher die Nachtigall sitzen sollte. Der ganze Hof war versammelt und das kleine Küchenmädchen hatte die Erlaubnis erhalten, hinter der Tür zu stehen, da ihr der Titel einer wirklichen Hofköchin beigelegt war.

Alle hatten ihre Festgewänder angelegt und alle sahen den kleinen, grauen Vogel an, dem der Kaiser zunickte.

Die Nachtigall sang so lieblich, daß dem Kaiser Tränen in die Augen traten; die Tränen liefen ihm über die Wangen hinab und nun sang die Nachtigall noch schöner, daß es recht zu Herzen ging. Der Kaiser war so froh und zufrieden, daß er zu bestimmen geruhte, die Nachtigall sollte einen goldenen Pantoffel um den Hals tragen. Die Nachtigall aber dankte, sie hätte schon eine hinreichende Belohnung erhalten.

„Ich habe Tränen in den Augen des Kaisers gesehen, das ist mir der reichste Schatz! Eines Kaisers Tränen haben eine wunderbare Macht! Gott weiß, ich bin belohnt genug!" Dann sang sie wieder mit ihrer süßen bezaubernden Stimme.

„Das ist die liebenswürdigste Art, sich Gunst zu erwerben!" sagten die Damen rings herum und dann nahmen sie Wasser in den Mund, um zu schluchzen, wenn jemand mit ihnen spräche. Sie hielten sich dann ebenfalls für Nachtigallen. Ja selbst die Diener und Kammermädchen ließen ihre höchste Zufriedenheit melden und das will viel sagen, denn gerade sie erheben die größten Ansprüche. Ja, die Nachtigall machte wirklich Glück.

Sie sollte nun bei Hofe bleiben, ihren eigenen Käfig haben und die Freiheit genießen, zweimal des Tages und einmal des Nachts sich im Freien zu ergehen. Zwölf Diener mußten sie begleiten, die sie alle an einem um das eine Bein geschlungenen Bande festhielten. Es war gerade kein Vergnügen bei dergleichen Ausgängen.

Die ganze Stadt sprach nur von dem merkwürdigen Vogel, und begegneten sich zwei, so seufzten sie und stellten sich so verzückt, als ob es mit ihnen nicht ganz richtig wäre. Ja, elf Hökerkinder wurden nach ihr benannt, obwohl ihre Stimmittel keine große Anlage zur Gesangskunst verrieten.

Eines Tages wurde dem Kaiser eine große Kiste überreicht, auf welcher geschrieben stand: „Nachtigall!"

„Da haben wir nun ein neues Buch über unsern berühmten Vogel!" sagte der Kaiser; aber es war kein Buch, es war ein kleines Kunstwerk, in einer Schachtel, eine künstliche Nachtigall, die der lebendigen ähneln

sollte, aber überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren besetzt war. Sobald man den künstlichen Vogel aufzog, konnte er eins der Stücke singen, die die wirkliche Nachtigall sang, und dabei bewegte er den Schwanz auf und nieder und glänzte von Silber und Gold. Um den Hals hing ihm ein Bändchen, auf dem geschrieben stand: „Die Nachtigall des Kaisers von Japan ist arm gegen die des Kaisers von China!"

„Das ist herrlich!" sagten sie sämtlich, und derjenige, welcher den künstlichen Vogel überbracht hatte, erhielt sofort den Titel eines kaiserlichen Oberhofnachtigallenüberbringers.

„Nun müssen sie zusammen singen! Was wird das für ein Duett werden!"

So mußten sie denn zusammen singen, aber es wollte nicht recht gehen, denn die wirkliche Nachtigall ging auf ihre Art und der Kunstvogel ging auf Walzen. „Der trägt nicht die Schuld!" sagte der Spielmeister, „der ist besonders taktfest und ganz aus meiner Schule!" Nun sollte der Kunstvogel allein singen. — Er machte ein eben so großes Glück wie der wirkliche und dann bot er auch einen vielniedlicheren Anblick dar; er funkelte wie Armbänder und Brustnadeln.

Dreiunddreißigmal sang er ein und dasselbe Stück und wurde doch nicht müde. Die Leute hätten ihn gern wieder von vorn gehört, doch meinte der Kaiser, daß nun auch die lebendige Nachtigall etwas vortragen sollte — — aber wo war diese? Niemand hatte bemerkt, daß sie zum offenen Fenster hinausgeflogen war, fort zu ihren grünen Wäldern.

„Aber was ist denn das?" rief der Kaiser; und alle Hofleute schalten und meinten, die Nachtigall wäre ein undankbares Tier. „Den besten Vogel haben wir doch!" trösteten sie sich, und so mußte der Kunstvogel wieder singen und das war das vierunddreißigstemal, daß ihnen dasselbe Stück vorgespielt wurde, aber sie kannten es immer noch nicht. Der Spielmeister lobte den Vogel über alle Maßen, ja, er versicherte, er wäre besser als die wirkliche Nachtigall, nicht nur was die Kleider und die vielen strahlenden Diamanten anlangte, sondern auch in Hinsicht des Inwendigen.

„Denn sehen Sie, meine Herrschaften, und vor allen Ew. kaiserliche Gnaden! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was da kommen wird, aber bei dem Kunstvogel ist alles bestimmt. So wird es und nicht anders. Man kann Rechenschaft darüber ablegen, man kann ihn öffnen, kann die menschliche Berechnung nachweisen, zeigen, wie die Walzen liegen, wie sie gehen und wie sich eins aus dem andern ergibt — — —!"

„Das sind ganz meine Gedanken!" behaupteten alle, und der Spielmeister erhielt die Erlaubnis, den Vogel am nächsten Sonntage dem Volke vorzuweisen. „Sie sollen ihn auch singen hören!" sagte der Kaiser und sie hörten ihn und wurden so aufgeräumt, als hätten sie sich im Tee berauscht, denn das ist echt chinesisch. Und alle riefen: „O!" und hielten nach ihrer Sitte einen Finger in die Höhe und nickten dabei. Aber die armen Fischer, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, meinten: „Das klingt wohl ganz hübsch, es läßt sich auch eine Ähnlichkeit der Melodie nicht ableugnen, aber es fehlt etwas, etwas, ich weiß es nur nicht recht auszudrücken!"

Die wirkliche Nachtigall ward aus Land und Reich verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem seidenen Kissen, unmittelbar neben dem Bette des Kaisers. Alle Geschenke, die er erhalten hatte, Gold und Edelsteine, lagen rings um ihn her, und im Titel war er bereits bis zum „Hochkaiserlichen Nachttischsänger" mit dem Range eines Rates erster Klasse zur linken Seite aufgestiegen. Der Kaiser hielt nämlich die Seite für die vornehmste, auf welcher das Herz säße, und das Herz sitzt auch bei einem Kaiser auf der linken. Der Spielmeister aber schrieb fünfundzwanzig dicke Bände über den Kunstvogel. Es war dies Werk so gelehrt und wimmelte so sehr von den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute behaupteten, sie hätten es gelesen und verstanden, denn sonst wären sie ja dumm gewesen.

So ging es ein ganzes Jahr: Der Kaiser, der Hof und alle andern Chinesen kannten jeden Laut in dem Gesange des Kunstvogels auswendig, aber gerade deshalb hielten sie die größten Stücke auf ihn und seinen Gesang.

Sie konnten selbst mitsingen und taten es. Die Gassenbuben sangen: „Zizizi! Kluckkluckkluck!“ und der Kaiser sang es. O, es war himmlisch!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel gerade am besten sang und der Kaiser im Bette lag und zuhörte, ging es inwendig im Vogel: „Schwupp!“ Da sprang etwas: „Schnurrrrr!“ Alle Räder liefen herum und dann schwieg die Musik.

Der Kaiser sprang sogleich aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt holen, aber was konnte der helfen! Dann schickte man nach dem Uhrmacher und nach vielem Fragen und vielem Untersuchen setzte er den Vogel wenigstens einigermaßen wieder in Stand, erklärte aber, er müßte sehr geschont werden, denn die Zapfen wären abgenutzt und es wäre unmöglich, neue dergestalt einzusetzen, daß die Musik sicher ginge. Da war nun große Trauer! Jährlich durfte man den Kunstvogel nur einmal singen lassen und schon das war ein großes Wagnis. Dann aber hielt der Spielmeister eine kleine Rede und versicherte, daß es noch eben so gut wäre wie früher, und dann war es eben so gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre verstrichen, als das ganze Land plötzlich eine wirkliche Ursache zu großer Trauer bekam. Im Grunde hielten alle viel von ihrem Kaiser, und nun war er krank und konnte, wie man sagte, nicht länger leben. Ein neuer Kaiser war schon im voraus gewählt und das Volk stand draußen auf der Straße und fragte den Kavalier, wie es mit ihrem Herrn stände.

„P!“ sagte er und schüttelte den Kopf.

Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem großen prächtigen Bette; der ganze Hof hielt ihn für tot und jeder lief, dem neuen Kaiser seine Aufwartung zu machen; die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu plaudern, und die Schloßmägde hielten große Kaffeegesellschaft. Rings umher in allen Sälen und Gängen waren Tuchdecken gelegt, damit man keinen Tritt vernähme, und deshalb war es überall so still, so still. Aber der Kaiser war noch nicht tot. Steif und bleich lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetvorhängen und den schweren Goldquasten. Hoch oben stand ein Fenster offen und der Mond schien herein auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum noch atmen, es war ihm, als ob etwas auf seiner Brust läge. Er schlug die Augen auf und da sah er, daß es der Tod war, der auf seiner Brust saß. Er hatte sich seine goldene Krone aufgesetzt und hielt in der einen Hand den goldenen Säbel des Kaisers und in der andern dessen prächtige Fahne. Aus den Falten der großen Sammetvorhänge schauten seltsame Köpfe hervor, einige sehr häßlich, andere Frieden verheißend und mild. Es waren alle bösen und guten Taten des Kaisers, die ihn jetzt, wo der Tod auf seinem Herzen saß, anblickten. „Erinnerst du dich dessen?" flüsterte eine nach der anderen. „Erinnerst du dich dessen?" und dann erzählten sie ihm so viel, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief.

„Das habe ich nie gewußt!" seufzte der Kaiser. „Musik, Musik, die große chinesische Trommel!" rief er, „damit ich nicht alles höre, was sie sagen!"

Aber sie verstummten nicht und der Tod nickte wie ein Chinese zu allem, was gesagt wurde.

„Musik, Musik!" schrie der Kaiser. „Du kleiner lieblicher Goldvogel, singe doch, singe! Ich habe dir Gold und Kostbarkeiten gegeben, ich habe dir selbst meinen goldenen Pantoffel um den Hals gehängt, singe doch, singe!"

Aber der Vogel schwieg, es war niemand da, ihn aufzuziehen, und sonst sang er nicht. Aber der Tod fuhr fort, ihn mit seinen großen, leeren Augenhöhlen anzuschauen, und es war so still, so erschrecklich still.

Da ertönte plötzlich, dicht neben dem Fenster, der herrlichste Gesang. Er rührte von der kleinen, lebenden Nachtigall her, die draußen auf einem Zweige saß. Sie hatte von ihres Kaisers Not gehört und war deshalb gekommen, ihm Trost und Hoffnung zuzusingen. Und wie sie sang, erbleichten die Spukgestalten mehr und mehr, immer rascher pulsierte das Blut in des Kaisers schwachem Körper und selbst der Tod lauschte und sagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall, fahre fort!"

„Ja, wenn du mir den prächtigen goldenen Säbel geben willst; wenn du mir die reiche Fahne und des Kaisers Krone geben willst!"

Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Gesang hin und die Nachtigall war unermüdlich in ihrem Gesange. Sie sang von dem stillen Friedhofe, wo die weißen Rosen wachsen, wo der Flieder duftet und das frische Gras

von den Tränen der Überlebenden benetzt wird. Da bekam der Tod Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte wie ein kalter, weißer Nebel zum Fenster hinaus.

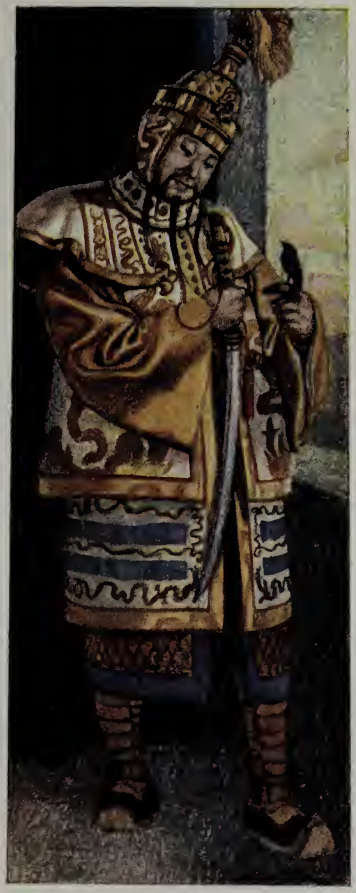
„Dank, Dank!" sagte der Kaiser, „du himmlischer kleiner Vogel, ich kenne dich wohl! Dich habe ich aus meinem Lande verwiesen und doch hast du die bösen Geister von meinem Bette hinweggesungen, den Tod von meinem Herzen vertrieben! Wie soll ich dir lohnen?"

„Du hast mir gelohnt!" sagte die Nachtigall, „Tränen haben deine Augen vergossen, als ich das erstemal sang; das vergesse ich dir nie, das sind die Juwelen, die eines Sängers Herzen wohl tun. Aber schlafe nun, werde frisch und gesund! Ich will dich einsingen."

Sie sang — — und der Kaiser fiel in einen süßen Schlaf; sanft und wohltuend war der Schlaf!

Die Sonnenstrahlen fielen durch das Fenster auf ihn, als er gestärkt und gesund erwachte. Noch war keiner von seinen Dienern zurückgekommen, denn sie hielten ihn für tot, aber die Nachtigall saß noch da und sang.

„Immer mußt du bei mir bleiben!" sagte der Kaiser; „du sollst nur singen, wenn du willst, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke!"



„Tue es nicht!“ sagte die Nachtigall; „das Gute, was er vermochte, hat er ja getan; behalte ihn nach wie vor! Ich kann in einem Schlosse nicht wohnen, aber laß mich kommen, wenn mich selbst die Lust dazu treibt! dann will ich des Abends dort auf dem Zweige bei dem Fenster sitzen und dir vorsingen, damit du froh, aber zugleich nachdenklich wirst. Ich will singen von den Glücklichen und von denen, welche leiden; ich will singen vom Bösen und Guten, was dir verhehlt wird. Der kleine Singvogel fliegt weit umher zu dem armen Fischer, zu des Landmannes Dach, zu jedem, der fern von dir und deinem Hofe ist. Dein Herz liebe ich mehr als deine Krone, und doch hat die Krone etwas von dem Dufte des Heiligen an sich. — Ich komme, ich singe dir vor! Aber eins mußt du mir versprechen!“

„Alles!“ sagte der Kaiser und stand da in seiner kaiserlichen Tracht, die er sich selbst angelegt hatte, und legte den Säbel, der von Gold schwer war, gegen sein Herz.

„Um eines bitte ich dich! Erzähle niemand, daß du einen kleinen Vogel hast, der dir alles sagt, dann wird es noch besser gehen!“

Darauf flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem toten Kaiser zu sehen; — ja, da standen sie und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!“

Inhalt:

	Seite
Der Schweinehirt	3
Die roten Schuhe	10
Der Reisekamerad	19
Das Meerweibchen	46
Der fliegende Koffer	75
Der Garten des Paradieses	83
Der kleine Klaus und der große Klaus	101
Die Nachtigall	117

Z6610 .A2 v.3